

EDITION TUMULT NR.2

JAN A. KARON

BASIL
ARD
MOD
ERNE



JAN A. KARON BASTARDMODERNE
STREIFZÜGE DURCH EIN FREMDES DEUTSCHLAND

»Bastardmoderne« ist keine theoretische Abhandlung, sondern wortgewaltige Polemik. Kein Gniihihi, sondern Ratatata.

Jan A. Karon enthüllt uns den Westen als einen ›Bastard‹, als eine ungewollte Kreuzung aus postmodernem Relativismus, entfesselten Kapitalströmen, zivilreligiöser Hölle und migrationsextremistischen Auswüchsen. Die übergeordnete Frage ist: Wie wurden wir das, was wir nie sein wollten?

Ein neuer Schlag Mensch ist entstanden, der in unserer ›Brave New World‹ zu Zwangsimpfungen, zivilreligiösen Bekenntnissen und einer grünen Scharia konditioniert worden ist. In diesem Albtraum, in der Bastardmoderne, ist alles gleichförmig, gottlos und grotesk.

Mit beißendem Witz und unbarmherziger Präzision schaut der Autor auf unsere verkommenen Stadt- und Seelenlandschaften. Ausgehend von seinen zornigen Alltagsbeobachtungen stellt das Buch eine düstere Diagnose des gesellschaftlichen Verfalls der ›Late-Stage-BRD‹, der späten Bundesrepublik. Karon plädiert nicht für eine Wiederkehr der ›goldenen BRD‹, sondern für einen radikalen Bruch: Der Westen in seiner jetzigen Form muss kaputtgehen, damit wir leben können. »Bastardmoderne« provoziert und entrüstet und lässt keinen Zweifel daran, dass wir als Gesellschaft falsch abgebogen sind.



Jan A. Karon

BASTARDMODERNE

Mit einer Einleitung von Frank Böckelmann

EDITION TUMULT

EDITION TUMULT

Herausgegeben von Frank Böckelmann

beim
Gerhard Hess Verlag

Jan A. Karon

Bastardmoderne

EDITION TUMULT Nr. 2

1. Auflage 2026

© Copyright by
Gerhard Hess Verlag
Jahnstraße 14
73066 Uhingen

Buchgestaltung und Satz: Marcus Sommer
Druck und Bindung: Bookpress, Allenstein/Polen
Kiosk-Vertrieb: IPS GmbH, Postfach 1211, 53334 Meckenheim

www.gerhard-hess-verlag.de
info@gerhard-hess-verlag.de

ISBN 978-3-87336-880-4 (Buch)
ISBN 978-3-87336-884-2 (E-Book)

INHALT

EINLEITUNG VON FRANK BÖCKELMANN	7
I. IN DER LATE-STAGE-BRD	17
II. FREMDLAND	37
III. GLOBAL GLEICH, GLOBAL FREMD	51
IV. PORNOŞ FÜR ALLE	63
V. DER MODERNE BASTARDFUSSBALL	75
VI. ZIVIL/RELIGIÖS	97
VII. ZOMBIELAND	111
VIII. DER GUTE GRÜNE MENSCH	121
IX. EINE VERLORENE GENERATION, EINE JUGEND OHNE GOTT	137
X. HUNGER GAMES	161

Frank Böckelmann

EINLEITUNG

Jan A. Karon zerreißt den Schleier unserer Apathie und nimmt das normal gewordene Elend in den Blick. Dabei begnügt er sich nicht mit der Rolle des bestrzten Skandalberichterstatters, sondern ruft dazu auf, das Elend nicht länger hinzunehmen. *Bastardmoderne* ist ein aufrhrerisches Buch. Es stbert den Aberwitz auf, der uns kaum noch auffllt. Deshalb lohnt es sich, das Buch zu lesen.

Karon ist in Ludwigshafen am Rhein geboren und aufgewachsen. Das Elend der Bodenlosigkeit des grstdtischen Daseins von heute ist ihm also vertraut. Wie die meisten von uns hat er sich beibracht, gleichmütig zu ertragen, was erst einmal nicht zu ändern ist. Wir bemühen uns, gelassen durch den Tag zu kommen. Für Stress, Ausdauer und Frustrationstoleranz belohnen wir uns mit zusammengespargtem Nischenglck.

Allerdings stumpfen wir dabei ab und halten unsere Stumpfheit für berlebenstchtigkeit. Wir schtzen Coolness, verachten Hysterie und Panik. Routiniert verkraften wir Belastungen, Störungen, Gemeinheiten, ohne zu bemerken, dass wir dabei sind, uns als Wesen mit Herkunft und Zugehörigkeit aufzugeben.

Ab und zu schrecken uns Geschrei und Gestank, Gewalt und Demütigung auf, und wir verlieren für ein paar Stunden oder ein paar Tage unsere eingefleischte Zuversicht. Oder wir kommen unerwartet in die Lage, einige Stunden auf den Anschlusszug warten zu müssen, schlendern umher und betrachten Straßenzüge und Leute, als sähen wir sie zum ersten Mal.

Eben dies tut Karon – und findet sich wieder in einer befremdlichen und asozialen Welt. Dabei mag ihm geholfen haben, dass er als Sohn polnischer Eltern eine zweisprachige Insider-Outsider-Existenz ist. Heute arbeitet er bei *Nius* als Redakteur und Reporter. Da gehört die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel zur professionellen

Grundausrüstung. Karon tritt gleichsam einen Schritt zurück und notiert das altbekannte Unfassbare. Was er aufschreibt, Groteskes, Beschämendes, Brutales, ist Splitter, Splatter, ordnet sich in keine Gesamtdeutung ein. Doch sein Buch ermutigt zu anhaltender Unduldsamkeit.

»Wie zum Teufel wurden wir zu dem, was wir nicht sein wollten?« Zu unserem eigenen Zerrbild, zu unserem eigenen Bastard, zu Einwohnern eines »Fremdlands«, bestürzend weit entfernt von allem, was wir zu sein glaubten. Das ist Karons Refrain in diesem Buch. Wie konnte ›der Westen‹ zu einem Zerrbild dessen werden, was er versprochen hatte zu sein? Wie konnte er in eine Bastardmoderne gleiten, in einen Teufelskreis der Selbstzerstörung? Bewusst vereinfachend nennt Karon das Bild, das sich ihm bietet, ›Kapitalismus‹: die nihilistische Vieldeutigkeit schlechthin. Wie konnte unsere Heimat zum »Zombieland« werden? Der Reporter sieht sich eingetaucht und untergegangen in einer zermürend widersprüchlichen Umwelt.

Er führt krasse Scheußlichkeiten wie die Ermordung und Zerstückelung eines Malermeisters durch einen Somalier an. Aber solche Exzesse stehen nicht im Widerspruch zum Nivellierungsprozess, der alle Länder und Regionen, alle Dörfer und Städte, alle Gesichter und Situationen erfasst, bis irgendwann Georgien Dänemark gleicht und in Marseille, Berlin, Krakau und Rotterdam ähnliche Zustände herrschen. Gleichschaltung und Zügellosigkeit sind zwei Aggregatzustände der einen, allumfassenden Sinnöde. Deren Bewohner verbindet miteinander bald nur noch die mehr oder weniger zufällige Anwesenheit in der Gemarkung ›Bundesrepublik Deutschland‹ oder der ›Republik Frankreich‹. Auf den Grenzschildern dieser Territorien sollte stehen: »Achtung! Sie betreten die Atopie«.

Karon wütet nicht. Aber er schlägt alle Angebote zur Versöhnung aus. Er registriert das allgegenwärtig Untragbare: jede Erwartung übertreffend und jede Gegenwehr rechtfertigend. Deutschland hat sich vielerorts in eine Art Kabul verwandelt, duldet in

Fußgängerzonen und multiethnischen Slums Akte vorneuzeitlicher Brutalität und wird wohl bald ›Halal-McDonald's-Filialen mit Gebetsräumen für Moslems bereitstellen. Aber es ist zugleich gespenstischer als Kabul, nämlich »gleichförmig und glattgebügelt, kommerzialisiert, überfremdet, gottlos und grotesk«. Durch die Straßen unserer Heimatorte »hallen Echos fremder Dialekte, Zischlaute und Röchelgeräusche«. Täglicher Konsum stumpfsinniger Pornografie nährt und unterspült die sexuellen Erwartungen aller Generationen. »Während die Queer- und LGBTQ-Ideologie inzwischen immer übergreifiger, ja, totalitärer wird, sind ihre Symbole, die Regenbogen- und ›Progressive Pride-Flagge, mitnichten eine Provokation. Sie stehen für maximale Konformität. Sie sind Mainstream. Und sie dienen als Unterscheidungsmerkmal zwischen Gläubigen, die das Glaubensbekenntnis mitsprechen, und Kritikern, die als Häretiker gelten.« (S.110)

Das Bäckerhandwerk liegt im Sterben; die Brotarten schmecken bald überall gleich oder werden zu teuren kulinarischen Luxusartikeln. Fußball, die beliebteste Sportart Europas, mutiert zu einem gesponserten Dauerturnier zwischen weltweit zusammengekauften Mannschaften und zu Kampagnen für Diversität, Inklusion und Klimaneutralität. Von urbanen Geschwüren wie dem Leopoldplatz in Berlin-Wedding, dem Bahnhofsviertel in Frankfurt am Main und den verrotteten Quartieren der Ruhrgebietsstädte breiten sich »Fäulnis und Verderben« über ganz Deutschland aus. (Und die Parallelen in anderen europäischen Ländern sind wohlbekannt.) Der öffentliche Raum wird der Zuwanderung geopfert; der besagte Leopoldplatz, offiziell eine Messerverbotszone, ist während des Ramadans Schauplatz des Fastenbrechens, wobei vom Turm der Nazarethkirche herab der Ruf »Allahu Akbar« erschallt.

Welches Gesamtbild entsteht aus Karons Beobachtungen? Was vollzieht sich, wenn die Autochthonen ihr Zusammengehörigkeitsgefühl verlieren, wenn ›Vielfalt‹ zu Teilnahmslosigkeit erzieht, wenn der multiethnische Slum sich dauerhaft einrichtet, wenn die Geschlechterspannung von Toleranzpartnerschaft und der unver-

bindlichen Selbstdarstellung sexueller ›Identitäten‹ abgelöst wird, wenn deutschlandweit und bald europaweit ein- und dieselben Backwaren angeboten werden, wenn die Städte sich in Testgelände für wechselnde Geschäftsmodelle verwandeln? Wir treiben in einem Strom der Entwirklichung, einem Zustand entgegen, in dem prinzipiell alles gleichwertig und auswechselbar ist.

Ist Jan Karon ein Alarmist? Stellt er extreme Exzesse heraus, um sich in der Konkurrenz mit anderen Apokalyptikern zu behaupten? Gewiss, bestimmte krasse Widerwärtigkeiten haften besser im Gedächtnis als die Schilderung flurbereinigter Flächen und Seelen. Aber sie unterbrechen nicht die Ausbreitung des Einheitsbreis in Stadt und Land. Sie führen ihn nicht einmal ad absurdum und stören uns kaum noch auf, sondern bestätigen uns in dem Gefühl, mit unserem Land und unserem Kontinent gehe es bergab. Hinter den Gewaltakten, Schießereien, Vandalismen, Übergriffen und Orgien steckt kein Aufbegehren gegen Gleichförmigkeit und Anpassungszwang. Die Exzesse sind Ausdruck und Folgen der Desorientierung, der Erschlaffung, der allgemeinen Verwahrlosung und Hinfälligkeit: Es ist doch schon alles egal. Und sie sind Symptome der von Rolf Peter Sieferle vorausgesehenen Retribunalisierung in den Parallelgesellschaften. Die Angehörigen eingewanderter Großfamilien spielen sich, da niemand sie zurechtweist, ganz selbstverständlich als Besitzer auf. Die Einheimischen wiederum, denen die Angebotswelt bequeme Selbstverwirklichung vorgaukelt, betäuben ihre Frustration mit Rauschmitteln aller Art. Ihr Exhibitionismus ist ein verzweifelter Abwehrreflex gegen die Verramschung des Vertrauten und Erhofften, letztlich eine Beschwörung der abdriftenden Realität.

Erzieherische Maßnahmen und die Verschärfung von Strafgesetzen tun der Fassungslosigkeit keinen Abbruch. Bei den Resignierten und Eingeschücherterten – uns allen – wecken sie das trügerische Gefühl, durch Ahndung von Gewalttaten ließe sich die Ordnung der Dinge wiederherstellen. Aber nicht erst der Kontrollverlust an den Grenzen und in den Städten hat uns den Boden unter

den Füßen weggezogen. Der aus vielen Quellen gespeiste kollektive Gemütszustand willfähriger Selbstverneinung nahm den Kontrollverlust bereits vorweg. Man muss nur mit geschärften Sinnen durch Deutschland ziehen, um zu ahnen, dass wir ständig auf alles Mögliche gefasst sein müssen (und dass eben dies das Schlimmstmögliche ist).

DURCH DIE OBERPFALZ

Ende September 2025 erreichte ich am Ende einer siebentägigen Wanderung in der Oberpfalz den Siedlungssaum der Kreisstadt Cham.

Auf dem schmalen Bürgersteig neben einer Ein- und Ausfallstraße trottete ich zum Zentrum der Stadt. Für die Alternative, einen großen Umweg zu gehen, war ich zu müde. Während einer Dreiviertelstunde begegnete ich *einem* anderen Fußgänger. Ich hatte Fragen auf der Zunge, sprach ihn aber lieber nicht an – sein Gesicht war abgeschottet. Ich dachte an die großen Ost-West-Highways von Los Angeles, an deren Randstreifen Fußgänger wie entlaufene Geisteskranke umherirren. Cham hatte Anschluss zum Verkehrsaufkommen und Lärm der Weltstädte gefunden – und bot als Zugabe Lokalkolorit auf. Als Wanderer wusste ich: Der Weg ist das Ziel. Unterwegs geschah einem Unerwartetes, und dieses änderte Weg und Ziel. Neben der dröhnenden Straße aber erschien mir das Ziel wie von einem Zufallsgenerator bestimmt, und die Entschlossenheit, es zu erreichen, als reine Willkür. Ich trat auf der Stelle, war nicht mehr unterwegs. Nachdem ich eine Reihe von Autohäusern, Getränkemärkten, Therapieangeboten und Fitnesscentern passiert hatte, erlaubte ich mir, etwas zu tun, was ich mir auf meinen Wanderungen bisher versagt hatte: Ich vertraute mich dem Navigator von Google an (statt der Wanderkarte und dem Kompass). An gepflegten Kirchen, Türmen, Fachwerkhäusern und beschilderten Denkmälern vorbei kam ich – wie ein gelandeter Fluggast – zu dem Hotel, in dem ich ein Zimmer gebucht hatte.

Das Restaurant des Hotels war wegen Personalmangels geschlossen. Die Frau, die an der Rezeption den Notdienst versah, wies mir den Weg zu einer der letzten verbliebenen Speisegaststätten, einem ›mexikanischen Restaurant«. Dort wurden außer mexikanischen auch spanische, italienische, türkische und bayerische Gerichte angeboten. An breiten Holztischen hatten grundverschiedene Gruppen Platz genommen, die einander keine Beachtung schenkten: ältere weiße Männer, Araber, Türken, indigene Burschen und Mädchen mit auftrumpfendem Gehabe, zweisprachige Russlanddeutsche, Videospieldiquen. Es schien mir, dass alle diese Gruppen Rituale vollführten, an die sie nicht mehr glaubten.

Anderntags brach ich zur Rückfahrt nach Dresden auf. Im Bahnhof von Cham saßen und schlenderten etwa zwei Dutzend junger Männer, auf deren Anblick ich nicht gefasst war, versehen mit kleinen Rucksäcken oder Reisetaschen, aber viele von ihnen ohne jedes Gepäck. Keinen von ihnen konnte ich einem bestimmten Herkunftsland und einem bestimmten Aufenthaltsstatus zuordnen. Ich hielt sie für Asylanten aus Vorderasien und Afrika. Sie bildeten keine Gruppen; sie hätten auch aus Südamerika, Kasachstan oder Australien kommen können. Sie fingerten an ihren Smartphones herum, auf Transit von Irgendwo nach Nirgendwo – eine Zufallsmenge mit zugleich nervösem und gelangweiltem Gebaren. Im Zug nach Schwandorf musterten sie sich nicht und blickten nicht aus dem Fenster: planetarischer Streusand.

Die vorüberhuschenden Monokulturlandschaften, von Windrädern bestückt, die zerrupften Wäldchen, Dörfer und Kleinstädte der Oberpfalz schwammen dem Einerlei entgegen. In ihrer überregional regulierten Betriebsamkeit, ihrer Bereitschaft, ineinander überzugehen, waren sie sich abhandengekommen. Widerstandslos versanken sie in logistisch zerstückelter Unzeit. Sie waren fällig für beliebige Alternativzustände.

Atopische Landschaften zu durchqueren, erschöpft auf eine besondere Weise. Die beschilderten Ortschaften, Sehenswürdigkeiten, ›Destinationen‹ zwingen dazu, immer mehr Einbildungskraft

aufzuwenden, um die Kluft zwischen Namensgebung und Örtlichkeit zu füllen. Auf zeitökonomisch gebahnten Passagen geraten wir ins Wählerische, in eine nicht geheure Freizügigkeit. Die Verfügungsgewalt schmeichelt und ängstigt uns. Sie macht schwindlig; manisch überprüfen wir die Fahrpläne; wir äffen Mundarten nach; wir spielen uns Anwesenheit vor.

Auf dem Bahnhofsvorplatz von Schwandorf gab den verwirrten Reisenden nur ein verlegener, wenige Worte Deutsch sprechender Busfahrer Auskunft. Stammelnd verwies er auf die Halteplätze anderer Linien. Doch schließlich war er es selbst, der eine zusammengewürfelte Menschenfracht in einem rekrutierten Reisebus (Schienenersatzverkehr) nach Weiden lenkte. Jeder Platz war besetzt. Ich assoziierte Bilder von überfüllten, auf Bahnhöfen stehenden Zügen im Jahr 1945, durch deren Fensteröffnungen Kinder und Koffer gereicht wurden.

Zwei alte, milde lächelnde Leute, Mann und Frau, in denen ich chinesische Touristen zu erkennen geglaubt hatte, unterhielten sich, als sie im Bus Platz nahmen, in oberpfälzischer Mundart. Der Fahrer startete den Motor. Männer, die ihr Gepäck im Laderaum des wartenden Busses verstaut und sich dann gesprächsweise entfernt hatten, sahen ihre Habe entschwinden, eilten herbei und pochten an die geschlossene Tür. Der Fahrer stellte den Motor ab und öffnete. Als die Männer gestikulierend in den überfüllten Bus drängten, drohte er ihnen: »Ich rufe Polizei!«

Vierzig bedrückende Minuten lang dauerte die Fahrt nach Weiden. Bei mutmaßlich achtzig Prozent der Fahrgäste handelte es sich um Menschen aus dem Morgenland und um Globalafrikaner. Kamen Letztere aus Ländern südlich der Sahara? rätselte ich. Oder waren es Afrodeutsche? Oder ehemalige US-Soldaten? Die meisten Passagiere hielten sich an ihren Smartphones fest: Bekundung von Exterritorialität und Autonomie. Es herrschte allgemeine Beklommenheit. Nur verstohlen musterte man sich. Kein einziges Gespräch entspann sich. (Das war 1945 ganz anders gewesen.) Die wenigen Einheimischen hockten verschüchtert und stumm auf

ihren Plätzen; die Jüngeren zogen sich mit Kopfhörern in ihre Tonkapseln zurück. Eine junge blonde Frau umklammerte eine Tasche mit dem Aufdruck: »Karl Lagerfeld / Paris / 21 rue St. Guillaume«.

UNTOTE REALITÄT

Warum fesselt mich Jan A. Karons *Bastardmoderne*? Weil ich es dem Autor abnehme, er sei aus einem gleichsam narkotisierten Zustand aufgeschreckt und habe entsetzt registriert, was er in deutschen Großstädten zu sehen bekam. In der Tat: um zu erfassen, was sich in Europa abspielt, müssen wir uns erlauben, begriffsstutzig zu sein, und das breite Angebot an respektheischenden Erklärungen ignorieren. Daher düngt Karon mit seinem Entsetzen keine kritische Gesellschaftstheorie. Er schreibt nieder, was er sieht, und fragt sich entgeistert: Wie konnten wir nur zu den Schattenexistenzen werden, die wir heute sind? Wie konnte eine Moderne, die uns aus allen Fesseln befreien wollte, in der Selbstzerstörung enden?

Im Jahr 2015 beschlich viele Deutsche das Gefühl, die Masseneinwanderung von Orientalen und Afrikanern werde der bereits kopflosen, ins Vage und Virtuelle taumelnden deutschen Nation unheilbare Wunden schlagen (wie es auf ähnliche Weise in Frankreich und Großbritannien geschehen war). Doch ebenfalls viele Deutsche ließen sich von ihrer blinden Sehnsucht nach Wiedergutmachung leiten. Einige Jahre später bestätigten distanzierte Betrachtungen den ersten Eindruck. Das Nichtwiedergutzumachende an der Masseneinwanderung tritt weder in der Zunahme von Gewaltverbrechen noch in der Überforderung der Kommunen zutage, sondern in der Verwandlung Deutschlands in ein Zombieland: eine untote Realität. Jede Gestalt, jeder Ort und jeder Vorgang drohen hier zufällig, nichtswürdig und austauschbar zu werden.

Was ist das Niederdrückende an der Fütterung der Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen mit Internet-Pornografie? Nicht der Verstoß gegen irdische und überirdische Gebote (zumal er immer reiz- und lustloser wird – Sünde, wo ist dein Stachel?), nicht einmal

die Entwicklungsstörung und die Reduzierung der Sexualität auf Masturbation, sondern das Erlöschen des erfinderischen Begehrens zwischen den Geschlechtern. Pornografisch stimulierte Triebabfuhr als dominierende Sexualpraxis bereitet der Geschlechtslosigkeit den Weg – im Zusammenwirken mit dem feministischen Drängen auf Gleichstellung von Männern und Frauen in allen Positionen und Betätigungen.

Nennen wir es Bastardisierung, die ›schmutzige‹ Vermischung aller Lebensformen, nennen wir es Entwirklichung. Was Jan A. Karon zusammengetragen hat, vollzieht sich auf ähnliche Weise durch die Annäherung privater, öffentlicher und offiziöser Redeweisen, setzt sich fort in den Prüfungen, die wir als Nutzer des Internets unablässig ablegen, und vollendet sich durch die Inklusion des Denkens und Sprechens in eine blutleere Schwarmintelligenz, betrieben und betreut von einem »politisch-wirtschaftlichen Machtapparat«.

Was sind Rassismus und Sexismus gegenüber der Gleichgültigkeit zwischen den Völkern und Geschlechtern? Jedes Mittel ist gerechtfertigt und jedes apokalyptische Ereignis willkommen, wenn sie verhindern, dass wir zugleich überall und nirgends weilen beziehungsweise alles und nichts verkörpern.

I. IN DER LATE-STAGE-BRD

Wie zum Teufel wurden wir zu dem, was wir nie sein wollten?

Im Sommer 2024 hängen Dönerfett und der süßliche Duft von Cannabis in der Luft. Auf den Straßen unweit des Moritzplatzes kleben Plakate von Politikdarstellern, manche mit migrantischem Namen, manche mit Hornbrillengesichtern, die wie Sozialkundeführer wirken und für ihre Einheitsparteien werben. Bunte Graffiti-Lettern prangen an der evangelischen Sankt-Simeon-Kirche. Direkt daneben wirbt die ›Pride‹ für die bevorstehende Parade. Regenbogenfarben prangen von Werbeplakaten und Bannern: Berlin bleibt bunt! An einer Ecke türmt sich der Sperrmüll, als wäre hier Turmbau zu Babel, während aus dem offenen Fenster einer siebenköpfigen Familie Al Jazeera auf Lautstärke 37 dröhnt. Die Nachrichten von fernen Konflikten strömen in Berlins Straßen.

Der Moment, in dem wir nicht aus, sondern in einem Albtraum erwachten und feststellten, dass der Westen zu etwas geworden war, was er nie sein wollte, markiert den Startpunkt dieses Buches: Deutschland hatte sich vielerorts in Kabul, Mogadischu, Damaskus oder eine Mischung aus allen dreien verwandelt; parallel dazu war ein neuer Schlag Mensch entstanden, der in dieser ›Brave New World‹ zu Zwangsimpfungen, zivilreligiösen Bekenntnissen und einer grünen Scharia konditioniert worden war, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. In meinem Albtraum, in der Bastardmoderne, war alles gleichförmig, gottlos und grotesk.

Wie zum Teufel wurden wir zu dem, was wir nie sein wollten? Die Bastardmoderne knüpft, wenig überraschend, an die Postmoderne an – eine Denkschule und Strömung, die sich in den 60er- und 70er-Jahren etablierte und seitdem als Fortentwicklung der Moderne gilt. »Wir leben in einer Welt, in der es mehr und mehr Informationen und weniger und weniger Bedeutung gibt«, schrieb hellseherisch 1981 der Soziologe Jean Baudrillard. Wenn man

Wikipedia danach fragt, was mit Postmoderne gemeint ist, spuckt die Enzyklopädie eine ganze Menge Fachchinesisch aus.

Die Postmoderne, so liest man dort, definiere eine kulturelle, intellektuelle und künstlerische Epoche, die sich durch grundlegende Skepsis gegenüber universellen Wahrheiten und großen Erzählungen auszeichne. Im Mittelpunkt stehe eine Abkehr von Religion und wissenschaftlichem Fortschrittsglauben. Statt dieser betone die Postmoderne Pluralität, Fragmentierung, Relativität und die sozial konstruierte Natur der Welt. In der Postmoderne gebe es keine einheitliche Wahrheit mehr, sondern zahlreiche gleichwertige Perspektiven. Man kann vom Dekonstruktivismus lesen, einer wissenschaftlichen Methode, die auf den französischen Philosophen Jacques Derrida zurückgeht und die Bedeutungen und Hierarchien von Althergebrachtem hinterfragt. In einer postmodernen Welt seien Identitäten, Geschlechterrollen und kulturelle Normen nicht festgelegt, sondern konstruiert und deshalb fluide. Dies führte zu einer Betonung von Individualität und Diversität. Strömungen wie der Feminismus, Ökologismus und Postkolonialismus konstituierten sich in der Postmoderne – und wurden stilprägend. Postmoderne findet sich bei Quentin Tarantino, Michel Foucault, Umberto Eco, Judith Butler und Andy Warhol. All diese Definitionen bedeuten wenig, wir sind hier auch nicht in einem neunmalklugen ›Trust the Science-Get-together des bundesrepublikanischen Schlaumeierkartells.

Dieses Buch will keine wissenschaftliche Abhandlung sein, die anhand soziologischer oder politiktheoretischer Erklärungen und philosophischer Überlegungen ergründet, was die Postmoderne ausmacht – und was nicht. Dieses Buch verfolgt auch nicht das Ziel, einen Theoriebeitrag zu leisten, der zu wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn beiträgt. Stattdessen stellt es die Frage: Wie wurden wir zu dem, was wir nicht sein wollten? Wie sieht diese Epoche in ihrer Groteske und Absurdität aus? Was zeichnet sie aus?

Dieses Buch ist der Call-out einer Epoche, die für Niedergang und Verfall steht. Es bezichtigt den Westen, zu einem Zerrbild

dessen geworden zu sein, was er einst versprach zu sein. Dieses Buch ist keine subversive Kunst und kein ironisches Zwinkern, sondern Kriegserklärung an eine degenerierte Jetztzeit. Dieses Buch ist kein Gniihihi, sondern Ratatata.

Es folgt zunächst dem Eingeständnis, dass sich in westeuropäischen Gesellschaften etwas massiv verschlechtert hat, und macht dafür Phänomene der Postmoderne verantwortlich. Die Folgen des unter ihrem Namen vollzogenen Umbaus werden in so gut wie allen Ländern des Westens manifest: Sie zeigen sich in der demografischen Entwicklung, den innergesellschaftlichen Verwerfungen bis hin zur maximalen Polarisierung, dem Einzug progressiv-ideologischer Denkweisen, die mittlerweile den gesellschaftlichen Überbau formen, der grassierenden Überfremdung und einem wirtschaftlichen Niedergang, der sich in den kommenden Jahren noch verstärken dürfte.

Die Bastardmoderne zeichnet sich durch den Zerfall von Glaubensstrukturen und Wahrheitssystemen aus. Die Bastardmoderne ist geprägt vom Elitensterben in allen wichtigen Institutionen und einer penetranten Infantilisierung der politischen und sozialen Sphären. (Als Beispiel kann man die im heutigen Sprachgebrauch allgegenwärtigen Diminutive anführen: ›Schlandi‹, das Deutschlandmaskottchen; ›Tiki‹, das Codewort für sexuelle Belästigung im Schwimmbad; ›Klotzi‹, der Stromkasten, der ›gegen rechts‹ kämpft). In ihr ist eine Transformation der Informationsgesellschaft zu einem durchdigitalisierten TikTok-Zeitalter beobachtbar, in dem sich neue kulturelle Codes etablieren und Kommunikation verändert. Die Bastardmoderne geht einher mit einem Verlust der Deutungshoheit der katholischen und evangelischen Kirche, des etablierten Journalismus sowie der Politik, an deren Stelle digitale Idole, neue Medien, Influencer und Zivireligionen treten. Die Bastardmoderne ist auch, ganz sicher, ein Siegeszug des Internets.

Die Verwerfungen der Bastardmoderne sind prägend für das, was ich »Late-Stage-BRD« nenne, also den Spätzustand der Bundesrepublik, in der nur noch die einsturzgefährdeten Fassaden eines

einst funktionstüchtigen, seinen Bürgern Sicherheit und Prosperität gewährleistenden Landes stehen. Sie hat ihren ›Peak‹, den Höhepunkt, in der Nachkriegszeit erreicht. Die Late-Stage-BRD ruht auf einer alten, überkommenen Ordnung in einer neuen Welt. Sie steht für Stillstand, Paralyse, Agonie – während sich alles um uns herum so rasend schnell verändert, dass wir noch nicht ansatzweise verstanden haben, was dies wirklich bedeutet.

Der Begriff der Late-Stage-BRD ist dabei dem ›Late-Stage Capitalism‹-Meme entlehnt, das in allerhand Bildern, Zeitungsschnipseln, Videos und Annoncen dokumentiert, was freier Markt und freie Wirtschaft in der globalisierten, konsumwütigen und durch Technologie entfesselten Welt des 21. Jahrhundert bedeuten. Dort sind dann beispielsweise ausgemergelte Schichtarbeiter in Tokyo Shibuya zu sehen, die sich dermaßen kaputtarbeiten, dass sie an Bahnhöfen im Stehen schlafen. Oder: Werbeanzeigen für Handyapps, die vereinsamten Workaholics versprechen, Freundschaften in ihrer Nachbarschaft zu schließen. Sowohl Late-Stage-BRD als auch der späte Kapitalismus künden davon, dass diese Epoche in den letzten Zügen liegt und enden wird wie einst das spätrömische Reich. Die Late-Stage-BRD der Bastardmoderne ist durch allerhand Absurditäten gekennzeichnet, die es mitunter schwer machen, Realität von Realsatire zu unterscheiden.

In der Late-Stage-BRD polieren CDU-Politiker Gedenk-Stolpersteine für ermordete Juden aus der Zeit des Nationalsozialismus, nachdem Araber in Amsterdam Fans von Maccabi Tel Aviv durch die Straßen gejagt haben. Das hat die CDU-Politikerin Barbara Ermes im Herbst 2024 ernsthaft so durchgezogen, »als sichtbares Zeichen, dass #niewieder ein täglicher Auftrag ist«. Man muss das einmal erfassen: Weil deutsche Christdemokraten die Bilder von arabischer Gewalt gegen Juden in Amsterdam so furchtbar fanden, transmittierten sie ihre (gespielte) Betroffenheit in die selbstbezogene deutsche Schuldkomplex-Psyche, die den anti-semitischen Verwerfungen des islamisierten Europas dadurch begegnen wollte, dass man per zivilreligiöser Geste vor 80 Jahren

ermordeter Juden gedenkt. Das ist alles so absurd und pervers, so realitätsfern und identitätsberaubt, dass man es nicht glauben kann und schreien möchte. Im selben Zeitraum wird der zugewanderte saudi-arabische Weihnachtsmarktattentäter von Magdeburg, Taleb al-Abdulmohsen, der Deutschland nach eigener Aussage verachtete und einen Rauschebart im besten Jabhat-al-Nusra-Stil trägt, ernsthaft als Beleg für rechte Gewalt herangezogen. Wiederum zeitgleich errichtet die Stadt Karlsruhe eine Kunstinstallation im Stadtgarten, bei der Vögel »Alerta Alerta«-Gesänge durch das badische Grün zwitschern, um ein Zeichen gegen den Rechtsruck zu setzen und vor dem Faschismus zu warnen; und die Linken in Berlin benennen einen Sportplatz der deutschen Hauptstadt nach dem fentanylbe-rauschten Schwerverbrecher George Floyd.

Die eingangs skizzierten Phänomene der Bastardmoderne stehen erst einmal für sich, sie sind auch streng genommen nicht neu, sondern zeichnen sich seit Jahrzehnten ab. In ihrer Gesamtheit und Verschränkung aber verwandeln sie den Wesenskern der westlichen Gesellschaften. Sie markieren eine Epoche des Niedergangs, die auf die goldenen Jahre der Nachkriegszeit mit brummenden Wirtschaften, pazifizierten Gesellschaften und etablierten Normen folgte.

Wenn man heute mit Menschen egal wo in Deutschland spricht, spürt man eine tiefe Entfremdung: Viele haben innerlich mit diesem Land gebrochen. Ein diffuses Unbehagen beschleicht sie; ein Gefühl, dass wir irgendwann irgendwo falsch abgebogen sind. Das Alltagsleben hat sich spürbar und dauerhaft verschlechtert. Besonders ältere Generationen realisieren, dass dieses seit mehreren Generationen gegebene Versprechen an die Nachkommen – »Ihr werdet es einmal besser haben als wir selbst« – nicht mehr einzuhalten ist: Die Aussage »Das wird alles einmal dir gehören« brachte einst die Zuversicht auf ein ordentliches Erbe und die Weitergabe eines Staffels tabs zum Ausdruck, einhergehend mit wachsendem Wohlstand und der Hoffnung auf eine bessere Zukunft für die nächste Generation. In der Bastardmoderne klingt »Das wird alles einmal dir gehören« wie eine Drohung.

Was diese Bastardmoderne prägt, ist vor allem der Verlust eines minimal kohärenten geistigen Überbaus und einer kollektiven Identität, also des unsichtbaren Kitts, der eine Gesellschaft zusammenhält und durch den das Bestimmende erst zum Tragen kommt. In vielen Großstädten fühlen sich langjährige Bewohner in ihren einst vertrauten Vierteln plötzlich fremd. Frühere Heimorte sind zu Bezirken geworden, in denen sie sich weder zugehörig noch willkommen fühlen. Deutsch wird dort immer seltener gesprochen; stattdessen prägen Begriffe wie ›Masjid‹, ›Shish Tavouk‹ oder ›Nargile‹ den Alltag. Goethes Worte »Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!« erfüllen sich in diesen Räumen der Bastardmoderne nicht mehr.

Wenn sich eine Gesellschaft als Ganzes ihres Kompasses beraubt, wenn sie beispielsweise nicht mehr sagen kann, was sie grundsätzlich bejaht und was sie ablehnt, verliert sie ihre Orientierung. Dann geben Teilgruppierungen, die sehr genau wissen, was und wohin sie wollen, die Richtung vor. In Deutschland sind das vor allem muslimische Zuwanderer.

In den vergangenen Jahrzehnten hat die Bundesrepublik in einem beispiellosen Experiment die demografische Zusammensetzung des Landes durch Massenmigration grundlegend verändert – mit tiefgreifenden Auswirkungen auf Stadtbilder und Quartiere. Begleitet wurde diese Umwälzung von einer Politik, die den Bezug zur eigenen Identität und zum Heimischen systematisch delegitimierte, mitunter sogar kriminalisierte. Bürger wurden ohne echte Mitbestimmung vor vollendete Tatsachen gestellt, als man Millionen Migranten aus arabischen und afrikanischen Ländern aufnahm. Gleichzeitig wurde ihnen eingeschärft, sich für die Verfehlungen ihrer Vorfahren zu schämen, Patriotismus als etwas grundsätzlich Verwerfliches zu betrachten und das nationale Selbstbild allein aus der Negation des Eigenen abzuleiten, mit der NS-Zeit als ewigem Maßstab.

Man könnte diese generationenübergreifende Umerziehung euphemistisch als ›antifaschistisch‹ bezeichnen. Doch zunehmend

drängt sich der Eindruck auf, dass das mantraartige »Nie wieder«, die Vergangenheitsbewältigung und die Erinnerungskultur jedes gesunde Maß überschritten haben. Sie führen zu einer Form der Selbstverleugnung, die von den politisch Verantwortlichen in die bedingungslose Einwilligung zur postmigrantischen Vielfaltsgesellschaft umgemünzt wurde. Der Wandel zur bastardmodernen Gesellschaft wird zudem stets begleitet von einem heiligen ›Kampf gegen rechts«, der nie radikal genug sein kann – und sich aus jenem historischen Schuldskult speist. Wer Migrationskritik äußert, Überfremdung thematisiert oder Abschiebungen fordert, gerät rasch in den Verdacht, den Nationalsozialismus zu verherrlichen.

Zentral für diesen Prozess ist die Abkehr von jeder positiven deutschen Identität, mit der die Gesellschaft auf eine Umgestaltung bis zur Unkenntlichkeit eingenordet werden kann. Wer nicht weiß, wer er ist, kann nicht artikulieren, was er verlangt. Ohne eine übergreifende Erzählung – ein geistiges Fundament, das mehr ist als bloße Schuld und Selbstgeißelung – entsteht nichts Nachhaltiges. Das Gebilde, das auf einem maroden Fundament steht, wird ebenfalls brüchig. Die Absage an eine genuine Identität macht zudem echte Integration nahezu unmöglich. Wo rein sollen polnische Handwerker, kemalistische Türken, Russlanddeutsche oder indische IT-Spezialisten sich integrieren? In eine Schlaffkörpergesellschaft, die ihr Eigenes verleugnet und stattdessen mit ›Schule ohne Rassismus«, Stolperstein-Ritualen und Selbsthass um den Titel des ›Aufarbeitungsweltmeisters‹ ringt? Viel Erfolg damit.

Es wird nicht gelingen. Unzweifelhaft ist jedoch, dass der reale Migrationsextremismus und das wachsende Fremdheitsgefühl das Wesen der Bastardmoderne ausmachen. Die Verwerfungen dieser Migrationsgesellschaft – verwahrloste Innenstädte, erodierende Sicherheit, Parallelgesellschaften, ein kollabierendes Bildungssystem – wiegen weit schwerer als reine Zuwanderungszahlen es erfassen könnten. Sie verändern die Substanz dessen, was Deutschland

ausmacht. In diesem Sinne ist Migration tatsächlich die ›Mutter aller Probleme‹, nur dass Politiker wie Horst Seehofer und ihre Parteien selbst zu diesem Problem beitragen.

Einhergehend mit dem Identitätsverlust und der zunehmenden Überfremdung ist der Aufstieg rechter und rechtspopulistischer Parteien in der gesamten westlichen Welt ein weiteres Wesensmerkmal der Bastardmoderne. Diese politischen Entwicklungen lassen sich kaum anders denn als Reaktion auf die Auswüchse einer Epoche deuten, die Menschen entwurzelt, isoliert und verarmen lässt.

Bemerkenswerter noch sind die politisch-medialen Abwehrmechanismen, die sich in ›unserer Demokratie‹ herausgebildet haben und im gesamten Westen zutage treten: Probleme werden hartnäckig verleugnet, Oppositionsparteien und ihre Repräsentanten kriminalisiert, kritische Stimmen als Abtrünnige gebrandmarkt, sozial geächtet und isoliert. Der Ausschluss aus dem gesellschaftlichen und politischen Leben und der Entzug von Social-Media- und Bankkonten vervollständigen das immer totalitärer anmutende Instrumentarium eines übergriffigen Staates und einer obrigkeitshörigen Zivilgesellschaft. Sie sollen abschreckend wirken und verhindern, dass das Offensichtliche beim Namen genannt wird.

Hinzu kommt eine schleichende wirtschaftliche Entmachtung Deutschlands und zahlreicher anderer europäischer Länder, die ihren Status als wirtschaftliche Powerhouses endgültig zu verlieren drohen. Immer weniger Menschen – sei es aus der Mittelschicht oder unter den Leistungsträgern – empfinden dieses Land als Verheißung. Im Jahr 2025 rangiert Deutschland beim Wirtschaftswachstum abgeschlagen im unteren Bereich der Europäischen Union: Während der Rest des Kontinents moderat wächst, stagniert die deutsche Wirtschaft weitgehend – mit Prognosen um lediglich 0,2 Prozent Wachstum – und kompensiert steigende Defizite durch eine höhere Verschuldung.

Die Ursachen dieses Abstiegs sind vielfältig: Sie reichen von Überbürokratisierung und einem ideologisch geprägten grünen Wirtschaftsumbau über die demografische Überalterung und

das Fehlen ambitionierter Zukunftsinvestitionen bis hin zu einer erdrückenden Steuer- und Abgabenlast. Wenn in zehn bis fünfzehn Jahren die Generation der ›Boomer‹ abtritt, die das System lange getragen hat, wird das überkommene BRD-Konstrukt noch tiefer in seinen Grundfesten erschüttert.

Betrachtet man Migrationsgesellschaft, Werteverfall, Identitätsverlust und wirtschaftlichen Niedergang als vier exemplarische Symptome der Bastardmoderne, wird auch evident, warum die Metapher des Bastards so präzise trifft. Im geläufigen Sprachgebrauch bezeichnet sie zunächst ein außereheliches, ungewolltes Kind, eine Existenz, die weder geplant noch ersehnt war. Dies gilt, zumindest metaphorisch, uneingeschränkt: Die gegenwärtige Lage entspricht nicht dem Willen der breiten Mehrheit. Sie wurde den Menschen vielmehr aufgebürdet. Die Bastardmoderne ist, im Bild bleibend, ein ungewolltes Kind.

Im weiteren Sinne steht Bastard jedoch auch für ein Hybridwesen, eine Vermischung unterschiedlicher Arten mit vermengtem Erbgut. Auch diese Lesart ist zutreffend: Der Zustrom liberaler, neomarxistischer und postmoderner Ideen hat gewachsene, stolze Gesellschaften bis zur Unkenntlichkeit transformiert. Der Wunsch und Wille, etwas Bewährtes, Austariertes, Wohlschaffendes umzubiegen in etwas Maßloses, Dysfunktionales und Korruptes bestimmt das Wesen der Bastardmoderne maßgeblich.

Begleitet wird die Bastardmoderne von einem Triumphzug der Moral, der alle politisch-gesellschaftlichen Sphären erfasst und die eigene Tugendhaftigkeit pompös zur Schau stellt. Und sie hat regelrechte Zivilreligionen hervorgebracht: die Transideologie, die bedingungslose Migrationsbejahung oder den Klimafanatismus. Diese sind längst keine abstrakten Ideengebilde mehr, sondern Distinktionsmerkmale linksliberaler Eliten, die scharf scheiden, wer dazugehört und wer nicht. Abweichler werden bei der Besetzung einflussreicher Positionen systematisch aussortiert und mit Begriffen wie »Klimawandelleugner«, »TERF«, »Verschwörungstheoretiker«, »Rassist« oder »Menschenfeind« gebrandmarkt.

Diese bastardmodernen sozialen Mechanismen sind verheerend, nicht allein, weil sie Gesellschaften fragmentieren, sondern vor allem, weil sie moralisch überhöhte Gefühls- und Betroffenheitserzählungen über rationale Politik, pragmatische Lösungen, genuine Identität und Wohlstandssicherung stellen. Eine Politik, die den Interessen der einheimischen Bürger dient, ist mit diesen Zivilreligionen schlechterdings unvereinbar. Diese argumentieren stets global und universalistisch, und erweisen sich als perpetua mobilia der modernen Gesellschaft: Es gibt immer ein weiteres hungriges Kind in Afrika, einen Mann in Frauenkleidern, der sich missverstanden fühlt, oder eine Naturkatastrophe, die dem hiesigen Konsum und CO₂-Ausstoß anzulasten ist – die Logik der Bastardmoderne kennt nur Maximalforderungen. Doch all die progressiven Opfer- und Schuld narrative dienen den mondänen Eliten – also jenen, die sich in moralischer Erhabenheit und Tugend sonnen – weit mehr als den angeblich Betroffenen. Die bastardmodernen Eliten benötigen die permanente Existenz von Diskriminierung, Rassismus, Klimakollaps, Transphobie oder Ableismus, um ihre eigene raison d'être zu begründen und ihren Aktionsradius abzustrecken.

Genau deshalb ist die Bastardmoderne, um den Buchtitel von Ulf Poschardt, dem Herausgeber der *Welt*, aufzugreifen, zweifellos ein Produkt des ›Shitbürgertums‹. Es handelt sich um ein außer Kontrolle geratenes Elitenprojekt, das von bourgeois-bohème-Schichten über Jahrzehnte vorangetrieben wurde. Nach ihrem ›Marsch durch die Institutionen‹ besetzen sie nun die Schaltstellen der Macht und klammern sich verbissen an einer Weltsicht fest, die genau den Niedergang ermöglicht hat, der heute offenkundig wird.

Der wesentliche Unterschied dieses Essays zu Poschardts *Shitbürgertum* liegt darin, dass Poschardt sich als Anarchokapitalisten und Libertären versteht. Seine kompromisslose Abrechnung mit dem Zeitgeist entspringt einer Haltung, die lautet, man müsse ›kaputtmachen, was einen kaputtmacht‹, ein Slogan, den Rio Reiser und Ton Steine Scherben in den 1970er-Jahren populär machten.

Man kann diesen Leitspruch in der Tradition des Wirtschaftsphilosophen Joseph Schumpeter verorten, der in Zerstörung und Auflösung einen kreativen Moment sah. Erst dieser Moment, der heute neumodisch ›Disruption‹ heißt, ver helfe dazu, Neues zu schaffen. Die dem Shitbürgertum immanenten Systeme, so Poschardt, hätten die Kraft, sich selbst zu reinigen und neu zu erfinden, ganz im Sinne des Kapitalismus und Erfindergeistes.

Für diese Haltung hege ich grundsätzliche Sympathie. Schließlich floh meine eigene Familie aus dem real existierenden Kommunismus Polens in den Westen nach Deutschland. Kapitalismus und soziale Marktwirtschaft waren und sind ein Wohlstandsversprechen; noch heute empfinde ich jeden ›Hammer-und-Sichel‹-Flex kommunistischer Dullis als befremdlich. Auch teile ich libertäre Impulse insofern, als der ausufernde, tiefe Staat der BRD tatsächlich sterben muss, damit wir leben können, um im Kontrast zu Poschardt einmal die Punkband Slime – von rechts – zu zitieren. Der überbordende, therapeutische Linksstaat ist der Bastardmoderne jedenfalls inhärent. Doch ein Buch über die Bastardmoderne, die das Shitbürgertum einschließt, lässt sich unmöglich ohne Kapitalismuskritik schreiben.

Was ist Shitbürgertum anderes als ein Synonym für ›unsere Eliten‹. Dazu gehören vegane Muttis, die KoRo-Pistaziencreme für 17,50 Euro pro Glas kaufen, ihre Söhne Jeremias, Anemone, Nova und Mortimer taufen und gendersprachensible Inklusionsbeauftragte an ihren Arbeitsplätzen durchpeitschen. Die Shitbürger haben Einser-Abi gemacht, Deutschlandstiftung-Stipendien erhalten, Bewerbungen geschrieben, die mit »statement of purpose« übertitelt sind, und Spitzenjobs ergattert – durch ›Leistung‹. Das Shitbürgertum sind Buchsbaum-Enthusiasten und Webergrill-Connaissseure, die nachhaltig produziertes Eichenholz-Kinderspielzeug kaufen und in Fußballstadien toxische Männlichkeit wittern. Sie frönen einer Work-Life-Balance und sitzen mit Retina-Displays im Sabbatical an der Algarve. Sie sind Robert-Habeck-Jünger und Frauen100-Feministinnen. Sie haben den Shiba Inu als Familien-

hund auserkoren und sammeln zum Geburtstag Geld für hungerleidende Straßenhunde in Transsilvanien. Es sind Elternabendstammgänger, die Bildungsbürger-Cosplay spielen, mit Kindern auf Schopenhauer-Privatschulen und großer Vorliebe für Ayurveda-Küche und Jivamukti-Yogastudios. Sie tragen Smart-Watches und lebensdatenerfassende Ringe mit Fitnessfunktion, sie singen Lena&Linus-Lieder (»Timothée Chalamet«) und verneigen sich vor einem AnnenMayKantereit-Antifaschismus. Sie haben einen leichten Hang zur, Entschuldigung, »Hurensohnologie«, und man darf, nein, man muss diese Eliten verachten.

Poschardts Beobachtungen sind zugleich so treffend und doch so irreführend. Man möchte Ulf zurufen: Die von dir Kritisierten sind keine (Neo-)Marxisten, die das System sprengen wollen, sondern Profiteure einer moralisch aufgeladenen kapitalistischen Ordnung. Sie sehen in Großkonzernen keine Feindbilder, sondern Karriere-sprungbretter. Es ist die »politische Mitte«, die in einer progressiven Bestenauslese zu Entscheidern avanciert ist. Das Shitbürgertum ist – ebenso wie die Bastardmoderne – kein Ergebnis kommunistischer Revolution, sondern des Liberalismus des 20. und 21. Jahrhunderts. All jene Organisationen, Politiker, Journalisten, Speaker, Aktivisten und Vordenker, die den Weg für LGBTQ-Ideologie, Massenmigration und Werteverfall ebneten, sind liberal (was in den USA ein Synonym für linksprogressiv ist) – und würden sich selbst so nennen. Und so sehr man Schumpeter, Mises oder Hayek beschwören mag, es war eine freie, kapitalistische Ordnung, in der die Bastardmoderne Einzug halten konnte, ganz ohne Gulag, Zwangsarbeit oder Enteignungsfantasien. Man kann das Shitbürgertum zu Recht verdammten, doch es ist die Ausgeburt einer Angebot-Nachfrage-Welt im »Woke Capitalism«, in der politische Praxis, ökonomisches Kalkül und großstädtischer Lifestyle verschmolzen sind.

Der Kapitalismus in den postmodernen Gesellschaften des 21. Jahrhunderts erweist sich als Grundübel, weil er in seiner entfesselten Form – mit Großkonzernen, digitalen Monopolen und epocheprägenden Internetplattformen – zum Vehikel einer

Gesellschaftsrevolution wurde. Am Ende steht eine woke, migrationsextremistische und grünideologische Bastardmoderne.

Einige Beispiele gefällig? Die OnlyFans-Darstellerin Lily Phillips wurde durch einen extremen Stunt bekannt, bei dem sie mit über hundert Männern an einem Tag schlief, ein Akt, der sie emotional an ihre Grenzen und später zu der Erkenntnis brachte, er sei »nicht empfehlenswert«. Phillips rahmt ihre Tätigkeit als feministische Selbstverwirklichung, die aber letztlich den Begierden männlicher Konsumenten dient, mit denen die globale Porno-Industrie jährlich Milliarden umsetzt. Ähnlich hat Bonnie Blue, eine weitere prominente Influencerin, den Geschlechtsverkehr mit möglichst vielen Männern in kürzester Zeit zu einem hochprofitablen Geschäftsmodell gemacht: Die 26-Jährige verdient Berichten zufolge bis zu zwei Millionen Dollar monatlich mit ihren Social-Media-Inhalten, darunter OnlyFans. Kritik an der zunehmenden Sexualisierung und Pornografisierung der Gesellschaft erscheint kaum möglich, ohne die marktwirtschaftlichen Anreize ins Zentrum zu rücken, die solche ›Karrieren‹ belohnen.

Im modernen Bastardfußball werben Sponsoren wie Qatar Airways, also staatlich geförderte Islamismus-PR, auf Fanmeilen, während das europäische Nafritum in Paris-Saint-Germain-Trikots, Emirates-Sponsoring und gefälschten Gucci-Umhängetäschchen Großstädte flutet und afrikanische Kindersoldaten mit gefälschten Geburtsurkunden und stählernen Sixpacks als Königstransfers aus Lagos zu Champions-League-Vereinen wechseln. Geld und Marktmechanismen sind zentral, um diese Verwerfungen des modernen Fußballs und seine Entfremdung zu den Fans zu begreifen.

Der Kontinent Afrika, dessen Bevölkerung bis 2050 dreimal so groß sein wird wie diejenige Europas (mit prognostizierten 2,5 Milliarden Menschen), wandert als modernes Sklaventum für Dumpinglöhne in den europäischen Arbeitsmarkt ein, was wiederum Sozialdemokraten super finden, was wiederum SPD-Wähler zu AfD-Wählern macht. Deutschland züchtet sich eine Klasse unintegrierbarer Geringverdiener für McDonald's-Filialen und Taxijobs

heran, die mit falschen Zukunftsversprechen angelockt werden, als moderne Tagelöhner unqualifiziert auf einem kompetitiven Arbeitsmarkt bestehen sollen, vorhersehbar krachend scheitern und ohnehin durch Künstliche Intelligenz bald überflüssig werden dürften.

Auch ein Blick in europäische Innenstädte genügt, um festzustellen, dass der Kapitalismus Teil der Bastardmoderne ist: In Frankfurt und Rotterdam floriert der globale Drogenhandel, bestens vernetzt in die Favelas in Rio de Janeiro und zur 'Ndrangheta auf Sizilien. Mit jenem Handel haben sich nicht nur arabische Großfamilien und russische Untergrundmänner goldene Nasen verdient, sondern auch einen Mitarbeiter- wie Kundenstamm aus Asylbewerberheimen gewonnen, der im Drogenhustle ein Aufstiegsversprechen und kurzzeitigen Rausch oder beides sieht, was wiederum zu Kriminalitätsschwerpunkten und Verteilungskämpfen führt. In der Bastardmoderne bilden sich Zombielands, Hafencontainer-Ringe und Kokstaxikartelle, weil Angebot und Nachfrage diese Hotspots schaffen.

Die Bastardmoderne erfasst auch unsere Arbeitswelt, weil der 15-jährige arabische Teenager heute selbstverständlich fragt, weshalb er denn eine harte (und mies bezahlte) Ausbildung als Maurer, Klempner oder Dachdecker anstreben soll, wenn er stattdessen nach miserabilem Schulabschluss auch Rapper, Drogenhändler, Schutzgelderpresser oder Fußballstar werden kann. Parallel dazu schreibt jeder DAX- und Dow-Jones-Konzern DEI-Richtlinien in die eigenen Statuten und hängt ›Progress Pride‹-Flaggen an Unternehmensgebäude, weil der Zeitgeist dieses Bekenntnis einfordert. DEI steht dabei für ›Diversität, Gleichstellung und Inklusion‹ – und umschreibt eine Programmatik, die Einheimische zu Benachteiligten von Vielfaltspolitik macht, aber auch Kriterien der Ethnizität in positive Diskriminierung überführt. DEI-Richtlinien sind ein heutiges Grundübel aller westlichen Gesellschaften. Sie sind aber nicht nur Antifa-Doktrin, sondern auch die Maßgaben, die von Tech-Milliardären, Weltunternehmen und Turbokapitalisten

durchgesetzt wurden. Man mag einwenden, es zeichne sich langsam eine Umkehr ab und die ersten Unternehmen verabschieden sich wieder von den Vielfaltspostulaten, weil diese mitunter Kunden vergraulen; doch zuvor waren jene Großkonzerne zweifellos für den bastardmodernen Umbau der Gesellschaft verantwortlich.

Und es sind nicht nur Konzerne und ›Techbros‹: In jedem Discounter zwischen Kandel und Hagen, in Autohäusern oder Liefer-Apps werden LGBTQ-Feiertage begangen und die Logos in Regenbogenfarben getaucht. Selbstgerechtigkeit ist zum Verkaufsargument geworden, oft verbunden mit Druck auf Mitarbeiter, sich zur bunten Vielfalt zu bekennen.

So gut wie jedes Unternehmen hat eine Klimarettungsagenda, jedes Gesellschaftsevent besitzt Antidiskriminierungsbroschüren. Safe Spaces sind omnipräsent, und Schaubilder von braunen Paki-Prinzen im Rollstuhl, die die hiesige Gesellschaft abbilden sollen, flankieren jede Großveranstaltung. Sie wurden aber vorher ausgeschrieben und von einem geradezu industriell arbeitenden Weltverbesserungskomplex umgesetzt, der dafür bezahlt wurde, alles progressiv zu machen, was sich progressiv machen lässt. Man mag dies für künstlich herangezüchtet und staatlich incentiviert halten, aber all diese Praktiken sind ganz im Sinne des Liberalismus, demgemäß jeder alles sein kann, was er sein will – und der Vielfalt wie Toleranz mit Fleißbienen im Mitarbeiter-des-Monats-Bericht belohnt.

Apropos Incentivierung: Ist es dem breiten Publikum noch nicht aufgefallen, dass all die Stars und Sternchen des deutschen Showbusiness radikal linke Einstellungen vertreten? Es gibt kaum einen Musiker, Schauspieler, Sportstar oder Entertainer, der es wagt, gegen die herrschende Meinung aufzubegehren, im Gegenteil: Herbert Grönemeyer und Heike Makatsch werben staatstragend für Seenotrettung und Corona-Impfungen. In ›unserer Demokratie‹ bedeutet Opposition Verlust von Ansehen, Fans und Einnahmen, gekündigte Werbeverträge und Shitstorms auf sozialen Medien. Der Gehorsam funktioniert aber nach kapitalistischer Logik, weil

er jeden kritisch denkenden Menschen mit einer Kosten-Nutzen-Abwägung konfrontiert, bei der sich am Ende herausstellt, dass es teuer werden dürfte, vom Mainstream abzuweichen. Gleiches gilt für widerspenstige CEOs, die genau wissen, dass jedwede Kritik am Zeitgeist und Annäherung zur AfD mit Boykott-Aufrufe, Kampagnen gegen die eigene Marke und im schlimmsten Fall rote Zahlen bedeuten. Insofern erzieht die Bastardmoderne, egal ob in Kunst und Kultur oder auf der Managerebene, in ihrer Anti-Rechts-Logik auch Opportunisten, die schlappschwänzig nur das sagen, was den Konsens nicht allzu sehr stört – und die bereit sind, jeden Gesellschaftsumbau mitzutragen, wenn darunter die eigene Karriere nicht leidet.

Vor dieser Bastardmodernen Kulisse wird die menschliche Arbeitskraft von vollautomatisierten Kassenrobotern ersetzt (was für ›Longevity‹-Dullfredos tollen Fortschritt bedeutet, weil man sich fortan auch um 02:30 Uhr ein Ribeye-Steak im dauerhaft geöffneten Supermarkt kaufen kann), und Handel und Gewerbe entbehren bald jeder direkten zwischenmenschlichen Käufer-Verkäufer-Beziehung. Ebenso verschwinden lokale Spezifika und traditionelle Bräuche, die für Länder, Regionen und Städte Wiedererkennung bringen, weil sich in der bastardmoderne Welt alles und jeder immer mehr angleichen.

Rainer Zitelmann, ein Autor, der den Kapitalismus liebt wie die eigene Mutter, hat für ein Promo-Event, das sein eigenes Buch bewerben sollte, nicht nur 25 vollbusige Influencerinnen in den China Club in Berlin eingeladen, sondern in jenem Roman auch über eine totalitäre Schönheitsutopie im Jahr 2075 geschrieben. Die These des Buches, welches er mit *Wenn Schönheit zum Verbrechen wird* betitelte, ist folgende: Politische Korrektheit reicht irgendwann so weit, dass eine radikale Gleichheitsbewegung ›Movement for Optical Justice‹ (MOVE) der Schönheit den Kampf erklärt. Sie setzt positive Diskriminierung für Übergewichtige und eine Förderung des Hässlichen durch – und setzt somit die Ächtung vom Schönen und Ästhetischen durch. Diese Utopie ist gar nicht so weit

hergeholt. Es gibt Tendenzen vor allem in den sozialen Medien, wo Influencer ›Fatshaming‹ ankreiden und einem einreden, dass jeder Mensch schön sein können, aber Zitelmanns Buch ist deshalb so ein Treppenwitz, weil eine solche Dystopie natürlich nicht – wie in Zitelmanns Gedankenspiel – von grünen Kommunisten verwirklicht würde, sondern vom gottverdammten freien Markt, mit gottverdammten Techkonzernen, mit gottverdammter Gesichtserkennungssoftware und gottverdammten CCTV-Kameras an jedem U-Bahnhof. Das Idealbild, der westliche Kapitalismus, den der Autor Zitelmann so sehr verehrt, ist also im 21. Jahrhundert der Inbegriff des Problems.

Es ist nur eine Frage der Zeit, bis Halal-McDonald's-Filialen mit Gebetsräumen für Muslime in Europa eröffnen, weil die Nachfrage danach steigt; und da der freie Markt die Nachfrage liebt, liefert er die Angebote ja sicher. In Frankreich, wo noch mehr Muslime leben als in Deutschland, gibt es bereits solche Feldversuche in Fast-Food-Ketten wie Quick, KFC und McDonald's, die komplett auf halal umsteigen. Sie sind aber nur möglich, weil sich gewiefte Manager davon Profitmaximierung versprechen.

Wie zum Teufel wurden wir zu dem, was wir nie sein wollten? Was all diese Beispiele als eine mögliche Antwort gemein haben: Hinter ihnen stehen Geldinteressen, marktwirtschaftliche Steuerungsimpulse und Konzerne, die mit diesem Umbau der Gesellschaft ein Schweinegeld verdienen. Dies gilt es genauso zu benennen wie linke Influencer, systemkonservative Opportunisten und grüne Weltverbesserer, die die Bastardmoderne möglich machen. Und ja: In Belize und Benin sind Kindersterblichkeit und Analphabetenrate in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen, die Anbindung an die freie Marktwirtschaft in der Dritten Welt ist ein Fortschrittsversprechen, und Gesellschaften, die den Sozialismus überwunden haben, wollen nie wieder an diese Schreckenszeit erinnert werden, zurecht. Dies darf aber kein Blankoscheck dafür sein, im Westen betriebsblind einem Turbokapitalismus von ›Big Tech‹ und ›Woko Haram‹-Unternehmen zu folgen, wenn dieser die Selbsterstörung

der Gesellschaften mitträgt, so lange es sich nur beim Blick auf die eigene Jahresbilanz lohnt. Der Kapitalismus ist in jedem Fall ein Katalysator dafür, dass unsere Gesellschaft bastardmodern transformiert wird.

1941 beschrieb James Burnham in *Das Regime der Manager*, wie eine neue Klasse von Managern – Administratoren, Technokraten, Ingenieuren und Propagandaspezialisten – die Produktion und gesellschaftlichen Prozesse organisieren wird. Die »manageriale Gesellschaft« zeichnet sich durch eine enge Verzahnung von Staat und Wirtschaft aus, eine »staatlich-private Chimäre«. 70 Jahre später, im Jahr 2016, nahm der Autor Samuel T. Francis im Buch *Leviathan* Bezug auf Burnham und verkündete, dass die Revolution der Manager vollendet sei und dass sie traditionelle Strukturen aufgelöst hat. Stattdessen seien Ideologie und Propaganda die wichtigsten Machterhaltungsinstrumente dieser neuen Gesellschaft. »Nicht nur die Medien der Massenkommunikation, eines der wichtigsten Instrumente, mit denen die manageriale Elite die Masse der Bevölkerung diszipliniert und kontrolliert, sondern auch alle anderen Massenorganisationen, die Informationen, Ideen und Werte verbreiten, einschränken oder erfinden«, seien für die gesellschaftliche Zielrichtung entscheidend, so Francis in seinem Buch, das posthum verlegt wurde. Und er zählt auf: »Werbung, Verlagswesen, Journalismus, Film und Rundfunk, Unterhaltung, Religion, Bildung und Einrichtungen für Forschung und Entwicklung.« Das klingt nicht sonderlich kommunistisch, sondern zeigt: Eliten waren taktgebend für den Umbau zur Bastardmoderne.

In der Bastardmoderne – und dieser späten Phase der Bundesrepublik – knien erwachsene Polizisten für Social-Media-Inszenierungen vor mehrsprachig beworbenen Schildern zu Messerverbotzonen an Bahnhöfen und öffentlichen Plätzen, obwohl jedem klar denkenden Beamten bewusst ist, dass weder die Zonen noch ihre Posts die grassierende Messergewalt eindämmen werden. ARD-Talkmaster Louis Klamroth assoziiert derartige Delikte mit »australischen Austauschstudenten«, ZDF-Moderatorin

Dunja Hayali mit »Messerstecher Uwe«, und Monitor-Allroundtalent Georg Restle leugnet gänzlich das Vorhandensein eines Problems. Uschi Glas wiederum forscht nach jüdischen Vorfahren, um identitätspolitisch zu punkten, und stößt stattdessen auf NS-belastete Familienmitglieder, deren Erbe nun neue Scham erzeugt. Die Deutsche Bahn verkündet derweil in ihrem Regenbogen-ICE, dass heute alle stehen müssten, und zwar für Demokratie und gegen den Rechtsruck – es ist kurz vor 1933. Junge Linkenpolitikerinnen hingegen leugnen nach sexuellen Gewalttaten zunächst Phänotyp und Herkunft der Täter aus Furcht, Zustandsbeschreibungen könnten den Rassismus schüren, den sie sonst unermüdlich bekämpfen.

Wie sind wir zu dem geworden, was wir niemals sein wollten? Die Bastardmoderne wird diese Frage nicht erschöpfend beantworten, und es soll hier auch kein individuelles »Blame Game« betrieben werden. Vielmehr dient die Schilderung gesellschaftlicher Zustände, Widersprüche und Auswüchse der Einsicht, dass diese Phänomene nicht im luftleeren Raum entstehen, sondern eingebettet sind in einen politisch-wirtschaftlichen Machtapparat, der sie aktiv fördert. Dieses Buch unternimmt den Versuch, das Systemische dieser Verkommenheit zu erkennen und zu beschreiben.

Als Autor schreibe ich aus einer Perspektive, die sich eingestehen muss, wie tief viele Selbstverständlichkeiten, Glaubenssätze und Dogmen der Bastardmoderne dem eigenen Denken und Leben inhärent sind, nur um später erkannt und hinterfragt zu werden. Ich bin Teil dieser Bastardmoderne. Man mag das als bequeme Haltung abtun, doch jede Leugnung meiner Prägung wäre unglaubwürdig. Ebenso wenig geht es mir um bloße Verbitterung, Frustration oder Fatalismus, wie sie in den mitunter bitterbösen Schilderungen mitschwingen mögen. Wer die Bastardmoderne einmal durchschaut hat, der läuft lachend durchs Leben. In der Bibel heißt es zwar: »Wer frei von Sünde ist, werfe den ersten Stein«; da dieses Buch jedoch davon ausgeht, dass niemand hier sündenfrei ist, will es erst recht einen ganzen Steinhagel auf den Zeitgeist niederprasseln lassen.

Vielleicht sind Anklage und Analyse gerade deshalb sinnvoll, weil sie die Erkenntnis freisetzen, dass viele – mich eingeschlossen – einer Lüge aufgefressen sind. Ich kritisiere nicht aus einer von jeher konservativen, allwissenden Warte, die sich über die Degeneration der heutigen Gesellschaft echauffiert. Sie ist degeneriert. Doch ich schreibe, so hoffe ich, als Chronist: Keine staubige Kolumne eines Vorzeigekonservativen, sondern das Eingeständnis, dass der Sündenfall – die Hippie-Kommune, das Work and Travel-Jahr, das Pride-Mindset – Teil von uns ist, Teil von mir. Dieser Gegenwart gilt es, mit aller Selbstkritik, den Kampf anzusagen. Ratatata.

Zudem dreht sich der Wind: Seit Jahren erkennen immer mehr Menschen die Bastardmoderne als das, was sie ist. Die einen radikalisierten sich durch die Migrationskrise, andere durch die Corona-Jahre, wieder andere durch einen totalitär ausgreifenden Staat oder die vorangetriebene Deindustrialisierung, die den in Jahrzehnten aufgebauten Wohlstand bis zur Neige verprasst. Deshalb macht es Sinn, Phänomene zu benennen, zu verstehen und offenzulegen. Im Aufbegehren liegt eine Chance. Ab und zu, das gebe ich zu, wird auch ›gerantet‹. Vulgarismus mag nicht besonders konservativ sein, doch er ist ein probater ›Coping Mechanism‹, um zum Schluss noch eine sehr bastardmoderne Vokabel zu bemühen.

Wir gehen rein, Ahu!

II. FREMDLAND

Die Bastardmoderne beginnt vor der eigenen Haustür. Die Stadt Ludwigshafen am Rhein ist nicht nur der einstige Wohnort des Altbundeskanzlers Helmut Kohl, Wirkungsstätte von Trash-TV-Legende Daniela Katzenberger und ›Old Stomping Ground‹ des DFB-Nationalspielers André Schürrle, sondern auch die Stadt, aus der ich stamme. Ludwigshafen ist zudem der Schauplatz der folgenreichsten demografischen Entwicklung, die sich in den letzten Jahrzehnten in Deutschland abgespielt hat. Auf vorher nie gekannte Art und Weise hat diese Entwicklung Ludwigshafen in einen Ort transformiert, den man als Fremdland bezeichnen muss.

Himmelherrgott, wie sehr hat sich diese verfluchte Stadt verändert? Beim Gang durch Bismarck- und Kaiser-Wilhelm-Straße springen die Fassaden von bulgarischen Bäckereien und Brautkleiderläden ins Auge, die wie stumme Anklagen wirken und fragen, wie es dazu kommen konnte, dass hier Sodom ist. Während man darüber nachdenkt, stolpert man in eine braune, breitgepumpte Gruppe von Gestalten mit Boxerschnitt, die in ihren eigenen Welten schweben, fernab vom Geist dieses Landes oder den Wurzeln dieser Stadt, und die migrantisches Kauderwelsch sprechen. An der Straßenecke springt ein Tipico-Büro ins Auge, welches neben anderen Hazardhöllen Glücksspiel für die migrantische Unterwelt betreibt. An den Orient-Grill reiht sich Duymacs Café, daneben findet sich der Jalali Orient Markt, eine Sportsbar und der Scanservice Erbil, ein weiterer Laden heißt schlicht كالملا قوس, ganz ohne Übersetzung. Ludwigshafen, du hast dein genuin Eigenes verloren, zersetzt in arabischen Schriftzeichen und unbekanntem Sprachen, du ertrinkst in Fremdheit, du bist ein Requiem auf das, was einmal war und nicht mehr ist. Ludwigshafen, du bist Fremdland.

Himmelherrgott, ich bin in dir aufgewachsen, groß geworden, rausgewachsen – und zurückgekehrt, nur um festzustellen, dass

alles schlimmer geworden ist, als man hätte vermuten können. Ein Schattenwesen bist du geworden, das in wenigen Jahren alles verloren hat, was es an bescheidener Tradition in Gestalt von Schillerhaus, Pfalzbau, Kesselturm und drolligen Pfälzern, die sprachen, wie ihnen der Mund gewachsen war, noch gab; einer Tradition immerhin, die sicht- und spürbar war, heute aber übertüncht wird von Ausländischem und Fremdem. Die Stadt hat sich dadurch bis zur Unkenntlichkeit verändert, man hat sie verkommen lassen, dem Verfall preisgegeben.

Doch einen Schritt zurück. Ludwigshafen, die Stadt am Rhein zwischen Pfalz und Baden, angrenzend an Mannheim und 175.000 Einwohner groß, war stets ziemlich hässlich und stabil multikulturell. Im Rahmen des Anwerbeabkommens der Bundesrepublik siedelten sich in der Industriestadt ab Mitte der 1960er-Jahre Gastarbeiter an. Die Neuankömmlinge, vornehmlich aus Süd- und Osteuropa sowie der Türkei, wurden primär für die Badische Anilin- und Sodafabrik, kurz: BASF, rekrutiert. Die BASF prägte die Stadt: qualmende Schornsteine und stählerne Anlagen, der beißende Geruch von Schwefel und Teer, und Malocher in Overalls, die aus Siedlungen für Arbeiter zu den Werktoeren eilten. Darüber hinaus Blocks für das Prekariat und ein großer Anteil von Pendlern, die in die Stadt schwirrten wie Motten ins Licht. Ludwigshafen war stets so etwas wie ein Magnet für eine multikulturelle Arbeiterschaft.

Wenig überraschend kamen sowohl an meiner Grundschule als auch am Gymnasium zahlreiche Nationen zusammen: Neben einer Mehrheit von Deutschen fanden sich dort Italiener, Türken, Russen, Polen, Rumänen, Griechen und Kroaten, aber das Zusammenleben war, zumindest rückblickend, harmonisch. Im Stadtbild Oggersheims fanden sich Imbissbetreiber, Kioskladenbesitzer, griechische und kroatische Wirte, Telefonanbieter. Dort siedelten Ingenieure, Obstverkäufer, Bauarbeiter. Migration war sichtbar gegenwärtig, aber sozial akzeptiert. Meine Eltern erinnern sich an eine Stadt (in die sie 1985 gekommen waren), die bereits damals nicht wenige Migranten beherbergte, deren Leitkultur aber stets eine deutsche

war – und wo die Bürgersteige derart geleckert waren, dass sie, Migranten aus dem kommunistischen Polen, aus dem Staunen nicht herauskamen.

Im Ludwigshafen der 90er-Jahre reihten sich Kebab-Läden an Irish Pubs, daneben waren Wirtshäuser mit klassisch deutscher Küche und Ćevapčići-Bistros vom Balkan. Die Innenstadt war einst der Ort, an dem es Buch Kober, Douglas, Müller, Burger King und Schuhgeschäfte gab. Wenn man die Fußgängerzone bis zum Ende durchquerte, türmte sich vor einem das Rathaus Center auf, das immerhin Tee Gschwendner, Saturn und zahlreiche Kleiderläden beherbergte. Die Innenstadt lud dazu ein – wie in vielen westdeutschen Städten mittlerer Größe –, seine Samstage dort zu verbringen, durch die Fußgängerzone zu schlendern, etwas zu essen, Freunde zu treffen und sich hirnlosem Konsum hinzugeben. Es war in vielerlei Hinsicht erträglich, ja, sogar ganz schön okay.

Im Jahr 2025 ist von meiner einstigen Heimat nicht mehr viel übrig. In den Straßen von Ludwigshafen am Rhein hat sich innerhalb der vergangenen drei Jahrzehnte eine stille Revolution vollzogen. Die Stadt gleicht einem Kadaver, dessen Anblick mich zu der Gewissheit bringt: Ich habe meine Heimat verloren.

Es ist Frühjahr, murmelgroße Regentropfen klatschen auf den Asphalt der Innenstadt, und ich torkele wie ein Ork im Vollrausch durch einen Pulk von Menschen, die ich nicht verstehen kann und nicht verstehen will. Vater hat einen Augenarzttermin, in der Wartezeit suche ich Brot und Kaffee, durchquere Straßen, deren Fassaden mich an Vororte von Raqqa oder Kinshasa erinnern, an Marktplätze in Accra oder Mosul, aber nichts mit dem gemein haben, was ich mit meiner Heimat verbinde. Die Brautkleider kommen von Topcu, die Fahrstunden von Taylan, das Huhn von Barakada und die Backwaren von Korkmaz.

Durch die Straßen hallen Echos fremder Dialekte, Zischlaute und Röchelgeräusche, die zu einer einzigen Kakophonie werden und wie Glasscherben in meinem Haupthirn klirren. Aus einem Afroshop strömt der Geruch von Kokosöl, davor kauern fünf Afrikaner mit

Rastazöpfen und Afrofrisuren; sie trinken dünnen Maschinenkaffee aus Pappbechern. Ich laufe und laufe und laufe und beginne zu realisieren, dass heute nicht die vormaligen Gäste in einer Minderheitenposition sind, sondern ich – einer von den wenigen weißen Menschen – aus dem Raster falle. Und während ich so herumstolpere, frage ich mich: Was machen diese Menschen hier? Wer hat sie alle in meine Heimat eingeladen – zumal in dieser Menge? Und wer hat sich diese brutale Veränderung binnen weniger Jahrzehnte ausgesucht?

Im Stadtbild der Ludwigshafener Innenstadt wechseln sich Halal-Läden mit ihren grünen Signets, die wie giftige Pilze aus dem Putz sprießen, ab mit Brautkleidergeschäften, in deren Schaufernstern weiße Gewänder hängen wie Geistermode. An etlichen Hauswänden prangen inzwischen arabische Schriftzeichen, die sich wie Schlangenlinien über die Fassaden winden, unverständlich und unerbittlich. Aus dem Angebot von Dönerläden ist inzwischen eine gastronomische Monokultur geworden, ergänzt von Shawarmaläden und arabischen Grillrestaurants. Es riecht nach Cumin, Curry, Za'atar, abgestandenem Frittieröl und Schmutz. Einheimische mit Pfälzer Dialekt sind traurige Ausnahmen; Deutsch ist ohnehin nur vereinzelt zu hören. Dafür dringt durch die Straßen das Geschrei von rumänischen Kindern, die inmitten eines Dschungels von Sportwettencafés spielen. Patriarchen hocken in diesen finsternen Männerhöhlen und bohren ihre grimmigen Blicke in Bildschirme, eingehüllt in Zigarettenqualm, der sich wie ein Leichentuch auf die Tische legt. In Seitenstraßen tauchen Hinterhofmoscheen auf, in die Männer mit strengem Gesicht und fußknöchellangen Gebetskluf ten pilgern, ohne dass man überhaupt googlen könnte, wer dort was vorbetet.

Ludwigshafen ist nicht mehr wiederzuerkennen. Das Stadtbild wird heute dominiert von einer Bevölkerung, die wahlweise afrikanisch oder arabisch ist und meist muslimisch, also fast ausnahmslos migrantisch und ›alien‹ – im Sinne des englischen Adjektivs. Fremdland eben.

Im Juli 2024 veröffentlichte der Ludwigshafener Rapper Afrique ein Video, das einen Vorgeschmack auf seine kommende Single »8te Ebene« geben sollte. Darauf zu sehen: der togolesische Rapper mit seiner ausländischen Entourage, die verummumt eine Drohkulisse bilden, während der Sänger seine Zeilen zum Besten gibt – just in der Innenstadt nahe des Berliner Platzes, wo ich im Frühjahr herumirrte, als Vater den Augenarzttermin wahrnahm. »Von Hafen bis Paris vernetzt, Afrique for president, pah-pah, ich will den Benz, ich pack', mach' Familie safe«, heißt es in dem Song. Das Video wurde vor dem AfD-Büro in besagter Ludwigshafener Innenstadt gedreht. Das Parteibüro ist übrigens seit Jahren mit roter Farbe beschmiert und wird regelmäßig demoliert, ohne dass es jemanden stört oder irgendwas unternommen wird.

Der Clip hat dabei Symbolcharakter: Junge, offenkundig aggressive und selbstbewusste Migranten drehen ein Musikvideo vor dem heruntergekommenen und zerstörten Büro der größten Oppositionspartei, die vermutlich noch die einzige credible Interessenvertretung der einheimischen Bevölkerung darstellt. Sie tun dies mit einer Selbstverständlichkeit, Leichtigkeit und Unverfrorenheit, die manifestiert, dass sie sich hier als Dominanzkultur verstehen und nichts zu befürchten haben. Es ist eine merkwürdige Pointe, dass der Rapper Afrique die EP, die er im Video bewarb, *AfD* nannte – was für »Afrique fickt Deuschrap« stehen soll.

Ohnehin lohnt ein Blick auf Hoodblaq, die Rapcrew von Afrique. Sie stammt aus dem migrantischen Brennpunktviertel Ludwigshafen-Hemshof. Hoodblaq stellt so etwas wie das erfolgreichste Exportprodukt Ludwigshafens dar: Die Gruppe, die sich aus den Sprechgesängskünstlern Mali, Veysel, Safraoui, Moussa, Alim und Jamal zusammensetzt und inzwischen eine große Fanbasis aufweist, ist ein somalisch-marokkanisch-togolesisch-kamerunisch-algerisches Joint Venture, das in den letzten Jahren für Aufsehen in der Deuschrap-Szene gesorgt hat. Die Gruppe verbindet Stile des deutschen Hip-Hops aus dem Hause von Haftbefehl und Azzlackz

mit Drill-Einflüssen aus Großbritannien und französischem Rap aus den Banlieues. Sie bewirbt ihren Migrationshintergrund in Distinktion zur deutschen Mehrheitsgesellschaft. Hoodblaq gilt als eine der vielversprechendsten Nachwuchsgruppen im Deutschrapp, sie erreicht Streams im Millionenbereich.

Interessant sind dabei gleich zwei Dinge: Zum einen bedient sich Hoodblaq einer migrantischen Gossensprache, die verbale Kommunikation neu definiert. Exemplarisch sei an dieser Stelle der Song »Mannschaft« empfohlen, eine Kollaboration des Hoodblaq-Rappers Safraoui mit den Frankfurtern Haftbefehl und Capo. Der Song zeigt eindrücklich, wie eine migrantische Straßengeneration der Bastardmoderne Deutsch verfremdet, und dass dieses Deutsch nichts mit der Sprache gemein hat, die man etwa früher in der Schule lernte. Vielmehr etabliert Hoodblaq eine eigene Lingua. »Leb' für die Strada / Von Knast und Knast nur Mashakil / Bleib' auf der Acht wie Ounahi / im Täterprofil Weld l'Bladi«, heißt es. Oder: »Mische mein Hasch nur mit der Gauloises, in meiner Siedlung ist alles mezyan, draris, wie wir morden für den Verrat, es ist Hoodblaq, Azzlack, Generation La Haine«. Es würde jetzt zu weit führen, diese postmigrantischen Idiome, die keine isolierten Sprachphänomene sind, zu übersetzen; auf jeden Fall ist es Fakt, dass die ›Generation Deutschrapp‹, die gleichzeitig vielerorts eine ›Generation Allah‹ ist, mit ganz anderen Wörtern, Satzkonstruktionen und Redewendungen spricht als Deutsche. Fremdland verändert also auch den Sprachgebrauch und die Ausdrucksweise der Jugend dieses Landes.

Jene Veränderung wiederum, damit kommen wir zum zweiten bemerkenswerten Punkt, trifft auf fruchtbaren Boden: Hoodblaqs Popularität und Einfluss in den migrantischen Parallelgesellschaften ist dem Umstand geschuldet, dass eine wachsende Hörer- und Käuferschicht sich mit ihm, seiner Sprache und seinem Auftreten identifiziert – und eine kriminelle Straßenlaufbahn als einen gelungenen Lebensentwurf ansieht. Auch hier zeigt sich: Angebot folgt Nachfrage, und in der kapitalistischen postmigrantischen

Gesellschaft werden diejenigen nachgefragt, die eine Überfremdungagenda durchsetzen.

Die Crew Hoodblaq stammt dabei aus Ludwigshafen-Hemshof, dem Stadtteil zwischen Friesenheim und Mitte, der mit am heftigsten von den Schocks der postmigrantischen Gesellschaft betroffen ist. Der AfD-Politiker Joachim Paul, der im Juli 2025 für den Oberbürgermeisterposten der Stadt kandidieren wollte und in einem beispiellos antidemokratischen Prozess unter Beihilfe des Landesamts für Verfassungsschutz von der Kandidatur ausgeschlossen wurde, beschrieb die Veränderung im Stadtteil Hemshof wie folgt: »Vor vielen Häusern stapelt sich Sperr- und Hausmüll, tote Tauben und Ratten liegen in den Beeten, an vielen Ecken stinkt es. Nach Urin, nach fremden Gewürzen. Die Mittagshitze flimmert, bei fast allen Häusern sind die Rollläden heruntergelassen. Aus vielen dröhnt primitiver Rap oder orientalische Weisen. Es ist kurz vor Zwölf.« Das schrieb Paul in einem Beitrag für das *Freilich*-Magazin.

Weiter führte er aus: »In Hemshof haben längst Verdrängungsprozesse gegriffen: Italiener und Griechen zogen – halb freiwillig, halb erzwungenermaßen – weg, Türken, Araber und ›Bulgaren‹ prägen nun das Viertel. Als wir gegen Eins durch den Hemshof spazieren, liegen einige der ›Bulgaren‹ in ihren Autos und dämmern vor sich hin. In dem Café, das in der Nähe des ›Irakischen Kulturvereins‹ und einer Hinterhofmoschee liegt, spricht die Bedienung kein Wort Deutsch. Als wir eine Bestellung aufgeben, schaut sie uns irritiert an. Im Hemshof existieren zwei Welten nebeneinander, die flüchtige deutsche und die stark wachsende migrantisch-orientalische.«

Der 55-jährige Paul beschreibt in seinen Ausführungen eine Transformation, die für jeden sichtbar ist, der mit offenen Augen durch dieses Land läuft. Für den Verfassungsschutz waren diese Beschreibungen aber so anstößig, dass er sie in einem Dossier auflistete – als Beleg für die angeblich fehlende Verfassungstreue Pauls. Wer so argumentiert, der nimmt willentlich hin, dass sich

die deutsche Gesellschaft verwandelt, bis sie nicht mehr wiederzuerkennen ist. Die Rap-Karrieren von Hoodblaq, die den Hemshof repräsentieren, stellen dabei den prächtigsten Beweis für die Richtigkeit von Pauls Thesen dar.

Und es hört nicht bei Hoodblaq auf: Der Hemshof ist eine Sozialstudie, die im Kleinen zeigt, wie sich im Großen die deutsche Gesellschaft auflöst. Es ist kein Zufall, dass sich die Gräfenaus Schule im Hemshof befindet: In dieser Grundschule, die 2024 bundesweit Schlagzeilen machte, weisen 98 Prozent der Schüler einen Migrationshintergrund auf. Von 490 Schülern hatten im Jahr 2024 440 Förderbedarf, das entspricht 90 Prozent. 170 Schüler sprachen bei der Einschulung kein Deutsch. Dutzende Familien seien »bildungsfern«, hieß es in Medienberichten, Unterricht in vorgesehener Form unter diesen Bedingungen kaum abzuhalten. Die Schule wurde zum Sinnbild eines krachend gescheiterten Bildungssystems, das von der Migration gänzlich überfordert wird.

Die Schulleiterin der Gräfenaus Schule trat bei Markus Lanz auf, die Probleme führten zu Empörung auf sozialen Medien und allerhand Gipfeln der Stadtpolitik. Schließlich versuchten Schule und Stadt, den Missständen mit »Deutsch als Fremdsprache«-Kursen, mit Investitionen, Vorschulangeboten und Sozialarbeitern zu begegnen. Dies war schon deshalb befremdlich, weil in den Lösungsansätzen der naive Glaube mitschwang, mit kultursensibler Küchenpädagogik und dem Buchstaben-Lernwolf eine lang sich anbahnende und mittlerweile tiefliegende Strukturen befallene Misere beseitigen zu können. Machen wir uns nichts vor: Die Zahl der Schüler, die verheerende Bildungsdefizite mit Tornister und Schultüte zur Einschulung mitbringen, ist schier so groß, dass keine Extrastunde, kein Jugendamt und kein Freizeit-Angebot es schaffen werden, ihrer Herr zu werden. An solchen Schulen wie der Gräfenaus Schule im Hemshof bildet sich die nächste Parallelgesellschaft aus, die zukünftig ein Dasein zwischen Shishacafé, Novoline-Bar und Hoodblaq fristen wird, während jeder lernwillige und begabte Schüler in einer Klasse mit vornehmlich bildungsfernen Schülern aus

Analphabeten-Familien nur verlieren kann. Insofern sind Schulen der Bastardmoderne Milieustudien. Sie fangen eine hoffnungslose ›Lose-Lose‹-Situation ein, bei der sowohl Migranten, die nicht einzugliedern sind, als auch Einheimische, die zu Betroffenen von Fremdland werden, zu leiden haben.

Im Hemshof wurde zudem im August 2023 ein Wirt auf brutale Art und Weise ermordet: Mit Scherben einer abgebrochenen Glasflasche stach ein 26-jähriger Somalier in den Hals des Restaurantbetreibers ein, bis dieser starb. Der Grund für die Auseinandersetzung war ein monatelang schwelender Streit um Kokain, bei dem sich zunächst der italienische Wirt über die Qualität der gekauften Droge echauffiert hatte. Das führte dann dazu, dass er den somalischen Täter mit Falschgeld bezahlte, was dieser wiederum nicht auf sich sitzen ließ. Am Ende stand die brutale Tötung in der Goethestraße, die ein Schlaglicht auf ein weiteres Phänomen von Fremdland wirft: den Einzug von schweren Straftaten, die eine kulturfernen Einwanderung in Städte mit sich bringt, und die in ihrer Rohheit und Brutalität schlicht schockierend sind.

Der Glasscherbenmord in der Goethestraße ist nicht das einzige somalische Tötungsdelikt in der BASF-Stadt: Nur ein Jahr zuvor, im Oktober 2022, war es in Oggersheim – einige hundert Meter vom dem Ort, an dem ich aufwuchs – zu einer Barbarei gekommen, die bundesweit für Aufsehen sorgte. Am helllichten Tag erstach der damals 26-jährige Liban M. die Handwerker Jonas und Sascha auf offener Straße, eine dritte Person wurde schwer verletzt. Nach der Tötung trennte M. die Hand eines der Opfer ab und warf es seiner Ex-Freundin, die unweit der Endhaltestelle in Oggersheim wohnte, auf den Balkon. Wo man einst Kratzeis und Döner von La Bomba aß, in Nachbarschaft eines Norma-Supermarktes und eines beliebten italienischen Restaurants meiner Kindheit, war es zu einem brutalen Doppelmord gekommen, der bis heute unbegreiflich erscheint. Der somalische Asylbewerber Liban M. wurde später vom Gericht als schuldunfähig eingestuft und kam in die psychiatrische Klinik in – nomen est omen – Klingenmünster, wo es keine

drei Jahre dauerte, bis er einen Mitinsassen mit einem spitzen Gegenstand lebensgefährlich verletzte.

Etwas länger zurück liegt die geplante Tat eines zwölfjährigen Irakers, der im Dezember 2016 einen Sprengkörper mit einer Nagelbombe auf dem Weihnachtsmarkt in Ludwigshafen zu deponieren versuchte. Der Junge soll in einem Gebüsch nahe dem Rathausplatz einen Rucksack abgestellt haben, in dem sich ein Konservenglas mit einem entzündbaren Pulver befand. Zu seiner Tat soll er vom ›Islamischen Staat‹ angestiftet worden sein. Im Nachgang der Tat stellte die Staatsanwaltschaft die Strafunmündigkeit des Jungen fest, der in Ludwigshafen geboren und deutscher Staatsbürger ist.

Diese drei Beispiele zeigen: In Ludwigshafen haben Kriminalitätsphänomene Einzug gehalten, die es früher nicht gab – und die das Sicherheitsgefühl der Bevölkerung zum Negativen verändern. Sie stellen keine anekdotische Evidenz dar, sondern sind Beleg dafür, dass sich im Fremdland längst eine neue Qualität von Gewalt etabliert hat. Ursächlich dafür ist die massenhafte Einwanderung von Menschen aus ›Shithole‹-Countries wie Somalia, die andere Vorstellungen von Konfliktlösungen, ein überhöhtes Ehrgefühl, Affinität zu Gewalt, fehlende Skrupel und psychische Vorerkrankungen mitbringen. Die neue Qualität von Gewaltkriminalität zeigt sich auch in Massenschlägereien zwischen Clans, bei Ehrenmorden oder bei Tötungen im Drogenmilieu, die inzwischen in Ludwigshafen die Polizei beschäftigen, aber kaum noch jemanden aufregen, weil sie allgegenwärtig geworden sind.

Fremdland bedeutet: Die Heimat, die die Menschen einst hatten, existiert heute in der ursprünglichen Form nicht mehr. In Ludwigshafen sind bereits ganze Stadtviertel zu bundesrepublikanischen Slums verkommen. Dabei sollte festgehalten werden, dass diese Entwicklung noch lange nicht an ihr Ende gekommen ist. In den vergangenen Jahren entstanden Dutzende Flüchtlingsheime, Asylunterkünfte und Containerdörfer: in der Walzmühle in Ludwigshafen-Mitte, am Schlangenweg, nahe des Heinrich-Pesch-Hauses oder in Ludwigshafen-Süd. Auch deren Bewohner werden

irgendwann in die Bezirke ziehen, Kinder zeugen und sich ansiedeln. Andere Asylmigranten wurden bereits eingebürgert. Insofern steht einer weiteren Fremdlandisierung nichts im Wege.

Die demografische Umwälzung Ludwigshafens offenbart sich auch in harten Zahlen: Der Ausländeranteil explodierte von unter 5 Prozent in den 1950er-Jahren, als die BASF noch vorwiegend Gastarbeiter aus Italien und Jugoslawien anzog, auf über 10 Prozent in den 1970er-Jahren. Ende 2023 betrug der Anteil stolze 30,8 Prozent, eine Steigerung um mehr als das Sechsfache im Vergleich mit den 1950er-Jahren, wobei 53,6 Prozent der Bevölkerung einen Migrationshintergrund haben.

Noch markanter wird der Wandel in der Religionslandschaft: 2022 machten Katholiken nur noch 22,8 Prozent (39.476 Personen), Protestanten nur noch 18,1 Prozent (31.277 Personen) der Stadtbevölkerung aus. Der muslimische Anteil, der offiziell nicht erfasst wird, folgt dem bundesweiten Trend und dürfte heute über 20 Prozent liegen. Bei der Fortsetzung des Zuzugstrends ist es nur eine Frage der Zeit, bis der Islam die dominante Glaubensrichtung in der Rheinstadt wird. Im Jahr 2060 – bei anhaltender Alterung der einheimischen Deutschen (Medianalter bereits jetzt 43 Jahre) und Geburtenrate unter 1,4 Kindern pro Frau – würden erstmals mehr als 50 Prozent der Einwohner Ausländer sein, wobei die Schätzung konservativ ist und ohnehin außer Acht lässt, dass viele (kulturfremde) Migranten inzwischen den deutschen Pass erhalten haben.

In ländlichen Teilen Deutschlands, das nur am Rande, bedeutet Fremdland, dass heute in den behütetsten Kleinstädten und Käufern des Landes – darunter Landau (Pfalz) und Waldtann (Baden-Württemberg), Lüneburg und Buxtehude (beides Niedersachsen) – Asylbewerber leben, die die ganze Kommune auf Trab halten, weil sie randalieren, Gewalt anwenden und kriminell werden, ohne dass es scheinbar eine Handhabe dafür gibt. Wenngleich in Großstädten die migrantische Veränderung besonders schockierend weil sichtbar ist, bringen Kleinstorte die mitunter heftigsten Blüten der Bastard-

moderne hervor: Dort, inmitten einer homogenen und friedlichen bürgerlichen Bewohnerschaft, zeigt sich ein makabres Schauspiel, bei dem zugewanderte marodierende Alkoholiker und Delirium-Drogenjunkies ein Fachwerk-Dorf in Atem halten, weil ihr Leben in deutscher Provinz Realitätsschock und Zielkonflikt gleichkommt. Plötzlich ist der Maultaschenbäcker damit konfrontiert, dass der gambische Neubürger an Häuserfassaden entlangklettert, und der irakische Asylbewerber schnorrt den Metzger volltrunken um Geld an. Bei Widerspruch droht Schädelbruch.

Zurück zu den Städten: Hagen, Saarbrücken, Frankenthal, Mönchengladbach, Peine, Gelsenkirchen, Pforzheim, Braunschweig, Worms, Bremen, Essen, Hanau oder Heilbronn, um nur einige zu nennen, haben ähnliche Veränderungen durchgemacht wie Ludwigshafen. Duisburg in Nordrhein-Westfalen, die einstige SPD-Bastion mit Wahlergebnissen jenseits der 50 Prozent in den 60er-Jahren und einem historisch gewachsenen Thyssen-Krupp-Unter-Tage-Milieu, hat sich binnen weniger Jahrzehnte von hackelnder Arbeiterhochburg zum Fremdland in Reinform gewandelt. Es gibt kaum noch Deutsche, dafür eine Roma-Bevölkerung, die ganze Straßenzüge in Dantes Höllenkreise verwandelt. Insofern sind Ludwigshafen und meine Erfahrungen mit meiner Heimatstadt eine Mikrostudie, die mir besonders nahegeht, weil es meine Identität und mein Aufwachsen betrifft, aber eine Entwicklung zeigt, die sich im gesamten Land vollzieht.

Ironischerweise artikulieren heute ausgerechnet Migranten – darunter Bosnier, Italiener, Polen, Kroaten, Russen, Griechen oder Türken –, dass die Überfremdung ihre Stadt unerträglich gemacht hat. Sie, die Zugewanderten erster und zweiten Generation, sagen, dass sie sich ein ›Deutschland der (vornehmlich) Deutschen‹ wünschen, was zwar an eine rechtsextreme Parole erinnert, aber eigentlich, auch für viele Zuwanderer, das Selbstverständlichste der Welt war.

Die Konsequenzen der beschriebenen Entwicklung sind allerdings verheerend. Zum einen ist es schon jetzt so, dass eine deutsche

Leitkultur von einer migrantischen ersetzt wurde, die einfordert, sich anzupassen. In diesem Sinne ist Fremdland auch ein schleichender Anpassungsprozess, der die einheimische Bevölkerung unter Druck setzt, Teil der neuen postmigrantischen Realität zu werden, wenn sie noch dazugehören will. Es dürfte dabei auch nur eine Frage der Zeit sein, bis in Deutschland belgische und britische Verhältnisse herrschen; es also Halal-Essenspläne, islamisches Sittenwächtertum, scharia-konforme Kleiderordnung und aussichtsreiche Kandidaturen für Positionen des Ortsvorstehers oder Kommunalrates geben wird, die ihre Fremdheit betonen und ein politisches Angebot für Fremdland unterbreiten. Es sind Vorboten eines »molekularen Bürgerkriegs«, den Hans Magnus Enzensberger 1993 in seinem Essay »Aussichten auf den Bürgerkrieg« prognostizierte.

Doch vielleicht auch läuft das alles auf etwas Anderes hinaus. Weil das Leben in Stadtteilen wie Ludwigshafen-Mitte oder -Hemshof inzwischen unerträglich geworden ist, kommt es vermehrt zu Landflucht: Einheimische verlassen dabei urbane Gebiete und ziehen in Außenbezirke oder Dörfer, um dem Wahnsinn zu entkommen. Die Gesellschaft wird sich also in Städten wie Ludwigshafen vielmehr segregieren. Das bedeutet einen Verstärkungseffekt für die fremde Dominanzkultur, weil sie noch mehr »unter sich« bleibt. Ein Land, das diese Entwicklung zulässt und geradezu staatlich fördert, ist streng genommen inländerfeindlich.

Als im Herbst 2025 der Bundeskanzler Friedrich Merz (CDU) eine Debatte über das »Stadtbild« in deutschen Innenstädten anstieß, erntete er einen Shitstorm. Seine Bemerkungen seien rassistisch und stigmatisierten Migranten, die anders aussähen, hieß es. Es dauerte nicht lange, bis Merz unter dem öffentlichen Druck zurückruderte und korrigierte, es sei ihm bei der Aussage um Kriminalität und Verwahrlosung gegangen. Ich will dem Bundeskanzler entgegenen: Nein, Herr Merz, es geht nicht um Kriminalität und Verwahrlosung, die sicherlich besorgniserregende Nebeneffekte sind, und im Zuge von Fremdland sichtbarer und virulenter werden. Es geht bei »Stadtbild« um den Verlust von Heimat, um Überfremdung und Demografie.

Straßenzüge und Viertel, die jahrzehntelang identitätsstiftend für Menschen waren, sind heute nicht wiederzuerkennen. Fremdland, lieber Herr Merz, bedeutet: Ich sehe meine Leute nicht. Ich höre meine Sprache nicht. Ich fühle mich fremd im eigenen Land. Und ich habe guten Grund, das anzukreiden, weil ich mich einer Entwicklung gegenübersehe, die ich mir nie ausgesucht habe. Wo ist meine Heimat hin?

Während meine migrierten Eltern in den 80er-Jahren noch feststellten, wie sauber die westdeutschen Bürgersteige waren und Witze über die deutsche Leitkultur mitsamt ihrer Kehrwoche machten, stellen sie heute fest: Inzwischen sind Polen und andere osteuropäische Länder lebenswerter als die Fremdland-BRD. Dort, nicht hier, sind Innenstädte sauber, Fußgängerzonen sicher, die Bevölkerungen homogen und die Gesellschaften ›High-trust Societies‹, in denen sich Individuen vertrauen, weil sie sich auf ein Mindestmaß an gleichen Werten einigen können. In Breslau und Bratislava gibt es (so gut wie) keine Gruppenvergewaltigungen, keine ›Allahu Akbar‹-Messermorde. In Budapest, Warschau und Prag existieren keine ›Merkelpoller‹ aus Beton vor Weihnachtsmärkten. Synagogen müssen nicht 24/7 geschützt werden, über ›Messerverbotzonen‹ lacht man nur, und Frauen können nachts ihren Heimweg antreten, ohne Angst zu haben. Die Leitkultur, das Stadtbild, die Bevölkerung sind einheimisch.

In Deutschland, in Ludwigshafen ist all dies Geschichte.

III. GLOBAL GLEICH, GLOBAL FREMD

Die Bastardmoderne hat viele Gesichter, doch nirgendwo wird ihre hässliche Fratze so deutlich wie in der Sonntagsschlange der Berliner Bäcker Zeit für Brot.

Das Franchise, das in Berlin an gleich fünf Standorten floriert, steht wie kein zweiter Laden für eine wohlhabende weiße Konsumentenschicht, die jedes Wochenende in ihre Filialen drängt, um sich in einem Akt selbsterhabenen Broterwerbs moralisch korrekten Konsum zu gönnen. Die Grafikdesigner, Publizisten, Schauspieler, Gründer und Denkfabrikler*innen stehen nun also da, fuchteln mit ihren beringten Wurstfingern vor Schaufensterscheiben herum und zahlen schlussendlich 8,70 Euro für ein Weizen-Roggen-Dinkel-Mischbrot oder 8,20 Euro für ein Vollkornbrot. Eine Zimtschnecke kostet hier 4,50 Euro, ein Zweierpack Brötchen 2,10 Euro.

Die hohen Preise rühren daher, dass Zeit für Brot alles aus Bio-land-zertifizierten Zutaten herstellt, ohne chemische Hilfsmittel oder künstliche Enzyme. Der Fokus des Unternehmens, so liest man auf der Website, liegt auf Nachhaltigkeit, Qualität und Handwerk. Dazu gehört auch, dass das Unternehmen Ökostrom nutzt und überschüssige Produkte an karitative Einrichtungen spendet. Auch ich habe mich – Herr, steh mir bei! – versündigt und bei Zeit für Brot eingekauft.

Der Einkauf hat sich nicht nur deshalb in mein Gedächtnis eingebrannt, weil Laugengebäck, Brot und Plunderteilchen einen Zwanni kosteten. Vielmehr beeindruckte mich, dass sich hier das Berliner Bessermenschentum auf einem kleinen Haufen versammelt hatte, um in Scharen etwas so Triviales zu tun, wie Brot zu kaufen. An den Tischen kreischten die Kinder namens Zacharias und Sanya, während ihre Eltern in ArmedAngels-Overalls in anti-autoritärem Ton einforderten, sich nun endlich für das bevorzugte Blätterteighörnchen zu entscheiden. Zeit für Brot, das wurde mir

klar, adressiert eine performative Berliner Käuferschaft, die bereit ist, für qualitativ hochwertiges Backgut viel Geld auszugeben. Die Eltern von Zacharias und Sanya bediente ein Verkäufer mit Halstattoos, der aus Portugal oder Spanien stammte, in ein weißes Muskelshirt gepresst war und mit der Arbeit in der Zeit für Brot-Filiale vermutlich die Miete für sein überteuertes WG-Zimmer und seinen übermäßigen Keta-Konsum bezahlte. Die Holzregale für das Brot, quadratisch und maßgeschneidert, gleichen Ausstellungsplattenformen; vor ihnen schmücken Helvetica-Großbuchstaben schwarze Produktschilder. Hinter einer gläsernen Vitrine präsentiert Zeit für Brot Produkte appetitlich und glänzend. Apropos gläsern: Im hinteren Bereich der Filiale können Kunden, die vor Ort essen, in Echtzeit dabei zusehen, wie die Bäcker in einem abgetrennten Arbeitsraum Knetgeräte in den Hefeteig rammen, diesen zu Zimtschnecken auf Blechen ausbreiten, schließlich backen und mit Zuckerglasur begießen. Die Konsumentenhöhle der Bastardmoderne ist clean, minimalistisch, und transparent ist sie sowieso.

Der Ansturm auf Berliner Zeit für Brot-Filialen offenbart dabei ein größeres Phänomen der Bastardmoderne: Die Nachfrage bei qualitativ hochwertigen Produkten des Bäckerhandwerks ist ungebrochen, in gewissen Gesellschaftsschichten regelrecht explodiert, während, gegenläufig dazu, immer mehr herkömmliche Bäckereifilialen verschwinden. In der Bastardmoderne gilt das als besonders begehrenswert, was zuvor künstlich verknappt wurde. Rarität ist Distinktionsmerkmal und Konsum wird zu einer Schablone, anhand derer entschieden wird, wer das möglichst seltene Produkt erstehen kann. Warum eigentlich?

Deutsches Brot ist ein weltweit geliebtes Kulturgut. In den Backstuben Deutschlands manifestiert sich ein Handwerk, das über Jahrhunderte im besten Sinne gewachsen ist und bis in Zeit mittelalterliche Zünfte und Gilden zurückreicht, die strenge Regeln für Qualität und Reinheit durchsetzten. Im Mittelalter durften sich nur ehrbare Familien an der Teigmasse betätigen, und die Berufsbünde, etwa in Nürnberg oder Köln, kontrollierten die Anzahl der

Meister, um Überproduktion zu vermeiden. Regeln betrafen feste Preise, Gewichte und Verbote von Zusatzstoffen, die deutsches Brot »verfälschen« könnten.

Heute umfasst das Angebot deutscher Bäckereien Roggen- und Bauern-, Misch- und Vollkorn-, Land- und Krustenbrote. Es gibt die einzigartigen Pumpernickel und Laugenbrezeln, ohnehin: eine ganze Welt aus Laugenteig. Das Sauerteigbrot stellt eine eigene Kunstgattung dar, die für deutsche Essensinfluencer seit dem Corona-Lockdown 2020 zum Selbstverwirklichungsfeld und Resonanzraum wurde. Das Maslin-Brot, ein Vorläufer des heutigen Weizen-Roggen-Mischbrots, wurde erstmals im 12. Jahrhundert gebacken. Der Lebkuchen, die Knusperstangen, die Salz-Kümmel-, Mohn- und Sesambrotchen sind allesamt Resultat dieser deutschen Tradition, ebenso wie Kaisersemmeln, Hörnchen, Roggenjungen und Dinkelkrusten. Es gibt Brote, die Thüringen, den Allgäu, Westfalen, Schwaben und Bayern im Namen tragen. Und dann wären da noch die Schwarzwälder Kirschtorte, der Streuselkuchen, Apfelstrudel, Bienenstich und Zwetschgenkuchen, also einzigartige Kuchen- und Tortenarten, alles Erzeugnisse des Handwerks von Konditoren und Kuchenbäckern. Der Frankfurter Kranz aus Buttercreme symbolisierte nicht ohne Grund die Kaiserkrone, als er 1735 erstmals gebacken wurde. In deutschen Backstuben lebt eine Tradition fort, die bis in die Zeit Karls des Großen zurückreicht und weltweit anerkannt ist.

In diesem Sinne ist Brotbacken mehr als bloße Nahrungszubereitung. Vielmehr ist die Praxis, wie die Kulturanthropologin Barbara Kirshenblatt-Gimblett beschreibt, eine kulturelle Theorie des Alltags: »Lebensmittel sind ein Medium sozialer Interaktion – sie spiegeln Wertschätzung für andere, für sich selbst sowie für Natur und Kultur wider.« Der deutsche Backbetrieb, der über 3.200 registrierte Brotsorten kennt, hat Deutschland nicht nur zu einer Brotnation gemacht, sondern auch internationalen Ruhm erworben. 2014 krönte die UNESCO die deutsche Brotkultur zu einem immateriellen Kulturerbe. Brotbacken ist althergebracht und

einheimisch, und in ihm zeigt sich eine Tradition, die viele Generationen umfasst: Menschen dachten sich Rezepte aus, probierten und perfektionierten sie, gaben sie an Nachfahren mündlich wie schriftlich weiter, und die Zubereitungsarten und Backformen überdauerten bis in die Jetztzeit. Zudem standen Brot und Brötchen auch stets am Ende einer Wirtschaftskette, die beim Bauern begann, der Weizen und anderes Getreide anbaute, über den Bäcker lief, der diese Produkte zu Teigvariationen verarbeitete, und beim Verbraucher endete, der die Backwaren aß.

In der Bastardmoderne liegt das Bäckerhandwerk im Sterben: Seit 2014 sind rund 20.000 Arbeitsplätze in der Backwarenbranche verloren gegangen. 2025 meldeten Unternehmen eine sechsstellige Zahl offener Stellen landesweit. Die Zahl der neuen Auszubildenden hat sich in den letzten zehn Jahren halbiert: von über 3.000 auf nur 1.640 im Jahr 2022.

86 Prozent der Beschäftigten beklagen laut einer Studie der NGG-Gewerkschaft, dass ihr Job sie belaste. Dabei spielen Frühschichten, die um drei Uhr nachts beginnen, ebenso eine Rolle wie die körperliche Plackerei bei der Teigherstellung. Hinzu kommen Hitze und Zeitdruck und oft ein Bruttolgehalt von nicht mehr als 2.200 Euro monatlich. Jene Belastungen münden in einem Fachkräftemangel, der das Handwerk zerstört. Deutschlandweit mussten allein zwischen 2020 und 2025 über 1.200 traditionelle Bäckereien ihre Pforten schließen, ein Rückgang von rund 30 Prozent in einem Jahrzehnt, der die Branche auf nur noch 8.912 Meisterbetriebe im Jahr 2024 dezimiert hat. Besonders kleine Betriebe mit weniger als 500.000 Euro Jahresumsatz verschwinden.

In meiner Heimat zeigt sich dies wie folgt: Suchten mein Vater und ich früher bei Spaziergängen am Samstagmorgen fünf Bäcker in Ludwigshafen-Oggersheim auf, um dort Brötchen, Stangen, Croissants und Kuchen zu ergattern, sind heute davon nur noch gerade einmal zwei Läden übrig. Einer der damaligen Bäcker hat sich inzwischen umbenannt, der andere hat einen neuen Besitzer. Die übrigen lokalen Bäckereien mussten schließen. Stattdessen gibt

es in meiner Heimat jetzt eine Kette namens Görtz, bei der das ganze Viertel einkauft und die jedwede Konkurrenz sterben ließ. In Ludwigshafen gibt es heute 35 Filialen von Görtz.

An die Stelle von familiengeführten Bäckereien treten in der Bastardmoderne inzwischen vermehrt Supermärkte und Tankstellen, die Tiefkühlware aufbacken und industrielle Teiglinge zu Minipreisen, oft unter 30 Cent für ein Brötchen, verkaufen. Sie erzeugen die Illusion von Frische und imitieren ein Handwerk, ohne ausgebildete Fachkräfte dafür einstellen zu müssen. Diese Konkurrenz treibt den Wandel zu Fabrikbrot und -brötchen voran, wie der Zentralverband des Deutschen Bäckerhandwerks kritisiert: »Das klassische Bäckerhandwerk verschwindet mehr und mehr – zum Nachteil der Verbraucher.« Man kämpfe gegen eine Flut von Billigware. Die Soziologin und Brotexpertin Regina Bendix sieht die »Vielfalt von Broten und Brötchen, die wiederum auf lokalen und regionalen Rezepturen sowie handwerklichem Wissen beruhen, tatsächlich gefährdet«.

*

Tradition ist dabei ein gutes Stichwort. Mein ganzes Leben lang verbrachte ich Sommerurlaube in einem Dorf an der polnischen Ostseeküste, 14 Autostunden von Südwestdeutschland und eine Autostunde von Danzig entfernt. Der Urlaubsort war 2.000 Einwohner klein, meine Familie lebte dort, und wenn wir in meiner Kindheit und Jugend nach Polen reisten, durchfuhren wir die deutschen Autobahnwüsten, standen stundenlang am Grenzübergang in Görlitz oder Küstrin im Stau und betraten schließlich polnischen Boden, wo die Straßen löchrig waren. Die Route in Polen war der herausfordernde Teil der Reise, weil Landstraßen überholsüchtige Raser anzogen, es sich auf unebenem Asphalt schlechter fuhr und manchmal ein Lkw reichte, um stundenlang aufgehalten zu werden. In meiner Kindheit und Jugend war der Grenzübertritt nach Polen mitsamt anschließender Autofahrt ein Running Gag, Grund für Häme über polnische Straßen und die schlechte Infrastruktur.

Heute habe ich positive Erinnerungen an die Fahrten durch Polen: Dadurch dass wir kleine Ortschaften, Dörfer und Städte durchquerten, war die Autofahrt abwechslungsreich. Ein bibeldicker Autoreiseführer lieferte für jedes kleine Dorf der Strecke Wissenswertes, das laut vorgelesen wurde. Die Fahrt war zudem unterhaltsam: Man durchquerte Laubwälder, fuhr an Seen vorbei, entlang von Wiesen und Feldern. Man aß mal in einer altpolnischen Karczma, ein anderes Mal in einem armenischen oder russischen Restaurant, weil auf der Strecke jedes Jahr neue Gastro-Tipps lagen. Auf der Reise von Schlesien nach Pommern stellte man fest, wie das Land sich mit jeder Autostunde veränderte. Am Ende stand dann ein mehrwöchiger Urlaub an der Ostsee: mit Angelausflügen, Spaziergängen am Bałtyk, Tante-Emma-Läden und langen, wodka-geschwängerten Zusammenkünften beim polnischen Abendbrot, die irgendwann zu langen Nächten mit familiären Grundsatzdiskussionen wurden.

Im vergangenen Jahr reiste ich erneut nach Polen, wieder in das Dorf an der Ostsee, gleichfalls mit dem Auto. Ich musste feststellen, dass die Kindheitserinnerungen an damalige Urlaubsreisen nichts mehr mit der Gegenwart zu tun hatten: Eine ewig lange Autobahn verband nun Posen und Danzig. Das führte dazu, dass die Fahrt eintönig wurde und die Dörfer und Landschaften verschwanden. Eine Veränderung der Landschaft im Laufe der Fahrt gab es nicht mehr; stattdessen eine endlose Schlange aus Asphalt und Leitplanken. Statt lokaler Restaurants gab es nun nur noch unzählige Orlen- und Lukoil-Tankstellen, wo die immer gleichen Tankstellen-Hotdogs und McDonald's-Menüs auf einen warteten.

Auch der Ort, an dem meine Familie lebt, hat sich grundlegend gewandelt: In meiner Kindheit macht ich meine Einkaufserfahrungen zwischen improvisierten Theken, befüllten Holzschränken und beherzter Kundenberatung in von Familien geführten Läden; heute erwartet einen ein gigantischer Lidl im Ort, eine Biedronka-Filiale (ein portugiesischer Discounter, der in Polen expandiert) und mehrere Żabka-Filialen (eine Kioskkette, die in

Polen omnipräsent ist). Auch einen McDonald's gibt es inzwischen in dem Urlaubsdorf meiner Kindheit.

Die *Smażalnie ryb*, also Fischbrätereien, sind verschwunden, und das Brot, das einst von Bäckereien aus umliegenden Orten wie *Nowy Dwór* stammte, wird nicht mehr ausgeliefert. Polnisches Bier, das ich einmal als Abwechslung zu deutschem schätzte, schmeckt inzwischen gleich, weil es drei Großbrauereien gibt, die alle kleineren Marken aufgekauft und den Geschmack von *Żywiec*, *Tatra*, *Orka*, *Perła*, *Łomża*, *Tyskie*, *Warta* und *Okocim* vereinheitlicht haben. »Die Rolle der Globalisierung besteht darin, alle Kulturen zu homogenisieren und sie in angepasste Märkte zu verwandeln«, schrieb 2012 der Kapitalismuskritiker Jerry Mander. »Globale Konzerne versuchen, alle verbleibenden Aspekte nationaler Kulturen – geschweige denn indigener Kulturen – zu kommodifizieren.« Der Trend der Bastardmoderne lässt jede regionale Unterscheidbarkeit verloren gehen. Am Ende sind Nordpolen und die US-Ostküste, Marseille und Kopenhagen, Berlin-Kreuzberg und Rom auf furchtbare Art und Weise gleich.

Mir raubt diese Entwicklung die Nostalgie der polnischen Sommerurlaube. Besonders absurd gestaltete sich der Ausflug an den Ostseestrand: Als ich dort Fisch aus der Ostsee essen wollte, teilte mir die Verkäuferin kurzerhand mit, dass die lokalen Fischbestände zu Neige gehen: Kabeljau sei überfischt und könne daher nicht angeboten werden. Lachs, Scholle oder Makrele seien verbreitet, aber zu teuer geworden, weshalb man sie aus norwegischen Gewässern oder sogar fernen Ozeanen einkaufe. Aktuell könne sie mir, was das lokale Angebot betrifft, nur Süßwasserfische aus umliegenden Seen anbieten. Ein Konsument, der an der Ostsee Fisch aus der Ostsee essen wollte, konnte also keinen Fisch aus der Ostsee essen – dafür importierten Lachs aus Norwegen oder gefrorenen *Pangasius* aus Asien. Gott strafe die Globalisierung.

Der Import von Fischen aus anderen Teilen der Welt zu Dumpingpreisen bedeutet für die polnischen Fischbrätereien das, was Tiefkühl-Backware von Lidl und Aral für das Backhandwerk

in Deutschland bedeutet: Preiszwänge sorgen für Anpassung an den Weltmarkt, lokale Unterschiede verschwinden. Gefrorene Dumpingware ersetzt hochwertige Produkte aus dem Umland. Dabei unterliegen Fisch-Großhändler aus Asien ebenso wenig dem Preisdruck wie Supermarktketten, die Backwaren für Schaufensterscheiben und Supermarktsinseln auf Masse produzieren. Kleine Fischereibetriebe an der Ostsee und lokale Händler müssen aufgeben, ebenso wie in Deutschland heimische Meisterbetriebe – und mit ihnen gehen die lokale Eigenheiten von Broten verloren. Wenn Globalisierung und kapitalistische Verwertungslogiken in der Bastardmoderne das vertilgen, was unsere Identität doch eigentlich ausmacht, dann ist es Zeit festzustellen, wie selbstzerstörerisch diese Entwicklungen sind.

»Der Neoliberalismus ist die Zerstörung der kollektiven Strukturen, die der Logik des reinen Marktes im Wege stehen könnten«, warnte Pierre Bourdieu, der immer wieder anmerkte, dass der Kapitalismus kulturelle Praktiken zerfrisst. In der Bastardmoderne verschwindet ein ›artisanal‹. Das Wort, das im Englischen und Französischen ein Handwerk im Kontext von traditionell hergestellten Produkten umschreibt, welches sich in Abgrenzung zu industrieller Massenware definiert, ist eigentlich genau das, was deutsche Brotbacktradition ausmacht – und auch den nordpolnischen Fischfang. Doch dieses ›artisanal‹ stirbt, in Deutschland wie in Polen.

Dass sich Zeit für Brot in Berlin extremer Beliebtheit erfreut, inzwischen in acht weitere deutsche Städte expandiert hat und Filialen in Tel Aviv und London eröffnete, liegt daran, dass der Markt für hochwertige Brotprodukte ausgetrocknet ist. Der Bedarf, den früher traditionelle Bäckereien deckte, wird nun als Industrieprodukte von Supermärkten, Tankstellen und immer öfter von Billig-Backshops gestellt. Letztere besetzen die öffentliche Plätze und finden sich auf Alleen und an Verkehrsknotenpunkten. Das Setting: Ein migrantischer Bäcker, vermutlich für einen Hungerlohn beschäftigt, backt Gefrierware auf, die ihm ein Lkw morgens anliefert. Die Auswahl umfasst die immer gleichen Produkte: die klassischen Brötchen,

Doppelwecken, Tomaten-Strudel, Marzipan-Croissants, manchmal Laugenecken, schlecht geschmierte Brötchen und immer öfter Börek. Diese Shops finden sich in der Hauptstadt überall, sie sind Sinnbild einer Omnipräsens und Allzeitverfügbarkeit von miserablen Backprodukten. Wir, der kapitalistische Westen, haben dieses bequeme Angebot der Bastardmoderne kreiert.

Zeit für Brot ist in diesem Sinne Rebellion der Reichen und Gegenbewegung der Gutverdiener, ein Unterscheidungseinkauf von Eliten, der in Berlin möglich macht, was heute weitestgehend nicht möglich ist – und gerade deshalb als hip gilt. Auf Kantstraße, Kastanienallee und Kurfürstendamm gründen sich Bäckereien als Oasen, welche all diejenigen anziehen, die sich nach hochwertigem Brot sehnen und es sich noch leisten können. Die Abkehr von der Berliner Massenware und der damit erzielte Distinktionsgewinn hat ihren Preis.

Bei Zeit für Brot sind die Räume offen, das Mobiliar holzverkleidet, das Corporate Design serifen- und die Kundschaft seelenlos. Da stehen sie nun, die Neorebellen, besessen von Bioland-Backware und olivenöltriefenden Focaccia, und ich denke: Was einst für eine revolutionäre Bewegung die geballte Faust bedeutete, ist für den Berliner Besserverdiener heute eine in die Luft gereckte Papiertüte mit Schweizer Bürli, Walnussweck und Käsedings. Hier trifft sich ein Milieu, das betucht genug ist, für Landbrot zu zahlen, und sich vom Durchschnittsmenschen unterscheiden will, der Aufbackprodukte mit Amylasen, Proteasen, Emulgatoren und Konservierungsstoffen in sich hineinstopft. Zeit für Brot ist die horrend teure, moralisch überhöhte und widerwärtig elitäre Angebotsgesellschaft der Bastardmoderne, die aber das logische Ergebnis einer Angleichungs- und Einebnungslogik ist. In der homogenisierten Welt des 21. Jahrhunderts wirkt dies wie der rebellische Akt einer mondänen Großstadtelite. Wie gesagt: Ich kann verstehen, warum man dort einkauft, auch ich habe es getan. Doch das Problem dahinter ist gravierend.

In der Bastardmoderne verschwindet das Angebot von authentischen, einheimischen und qualitativ hochwertigen

Nahrungsmitteln. An ihre Stelle treten Massenkonsum und uniformierte Produkte, die aus der ganzen Welt kommen. Konformität, Dumpingpreise und Qualitätsverlust sind dabei für den bastardmodernen Franchise-Kapitalismus, der Verbrauchergewohnheiten definiert, stilprägend. Wenn in jeder Stadt Traditionsbetriebe durch global gelenkte Billigshops oder Lifestyle-Bäcker ersetzt werden, verliert echtes Brot die Niedrigschwelligkeit: Dann wird Backware zu einer Subkultur in bester Konsumentenlogik. Dass dies nicht nur Großstädte wie Berlin betrifft, zeigt das Beispiel meiner polnischen Heimat, wo das Bier verwässert, der Fisch importiert und die Einkaufsläden ausländisch sind. Auch hier ist es absehbar, dass Mikro-Brauereien, Ostsee-Fisch und lokal hergestellte Produkte zu Besonderheiten verkommen, die sich plötzlich nur noch Touristen und Wohlhabende leisten können und leisten wollen. Zeit für Brot auf Polnisch, sozusagen.

*

Längst sind die Entwicklung deutscher Brotkunst und der regionalen Besonderheiten Pommerns nicht isoliert zu betrachten, sondern reihen sich ein in eine Entwicklung, bei der die Globalisierung in rasendem Tempo das verdrängt, was unsere Regionen und Länder so einzigartig macht: Wo einst an Sonntagen bestickte Dirndl das Bild bayerischer Dörfer prägten; wo Sorben handverzierte Trachten und bretonische Frauen weißen Coiffes trugen, laufen die Enkel heute in T-Shirts und Sneakern einheitlicher Fast-Fashion-Ketten herum. Ebenso ist es mit Mundarten: Der Klang des Plattdeutschen an der Nordseeküste, des tiefen Bairisch in abgelegenen Alpentälern oder des Sorbischen in der Lausitz verhallt. Stattdessen sprechen Heranwachsende Hochdeutsch oder die Englisch-Arabisch-Lingua, bekannt von TikTok und »Deutschrap Brandneu«-Playlists. In den Werkstätten von Handwebereien ruhen Webstühle, die einst Harris-Tweed auf den Hebriden oder feinstes Leinen in Schlesien webten; die Feuer in den Glasbläserhütten der Lausitz und in Böhmen sind erloschen, weil niemand mehr gegen chinesisches Dumpingglas ankämpfen kann. In Solinger Schmieden

werden immer weniger Messer angefertigt, weil Massenware aus Asien schlicht preiswerter ist. Selbst Märchen, die hierzulande erzählt wurden, verklingen, weil Kinder nun HBO-Prinzessinnen zuhören und von einem Disney-Plus-Programm sozialisiert werden. Kurz: Die globale, amerikanisierte und einheitliche Massenkultur vernichtet etwas, was eine tiefe Schönheit und Eigenheit besitzt, die es eigentlich zu wahren gilt.

Man muss keine Dirndl tragen, keine Dialekte sprechen und auch kein Kenner von Glasbläserhütten sein, um wertzuschätzen, dass jene ebenso existieren wie Volksfeste, lokale Brauchtümer und kulinarische Besonderheiten. Menschen, ich eingeschlossen, lieben Kunsthandwerk und Tradition, aber noch mehr die Tatsache, dass es sie gibt. Und sie hassen es, Teil einer Entwicklung zu sein, die dazu führt, dass etwas verloren geht, was man als Mosaik unserer Kulturlandschaft erhalten sehen möchte. Kein Land und keine Region der Welt sollte ihre ureigenen Spezifika durch einen globalen Mahlstrom der Vereinheitlichung verlieren.

Es ist heute bequem, in Polen endlich auf einer Autobahn zu fahren, logisch. Es ist komfortabel, in einem rund um die Uhr geöffneten Supermarkt im Dorf zu jeder Uhrzeit Lebensmittel einkaufen zu können, klar. McDonald's-Filialen mit ihren Big-Tasty-Bacon-Menüs waren lange eine kulinarische Sehnsucht, die man auch in Polen stillen wollte, keine Frage. Der Westen legte den Takt und die Melodie vor, an die es sich anzupassen galt. Dass sich polnische Löhne denen aus dem Westen angleichen, wurde lange gefordert, natürlich; es war ein Generationenversprechen. Und dass Polen nun Fisch importieren kann, ist für die Brätereien lukrativ, weil importierter Fisch preiswerter ist und ebenso von Kunden gekauft wird. Man kann über all diese Anpassungen hinwegsehen. Aber auf dem Weg in der Bastardmoderne ist etwas Essentielles verloren gegangen, was mich schmerzt.

Wenn Globalisierung, Gleichförmigkeit und Vereinheitlichung bedeuten, dass sich Länder und Regionen, Dörfer und Städte bis zur Ununterscheidbarkeit angleichen, verfehlt der Progressivismus

der Neuzeit sein Ziel. Dann lässt er, ganz im Sinne kapitalistischer Logik und grenzübergreifender Kongruenz, lokale Unterschiede verschwinden, die unsere Regionen, unsere Länder, unsere Lebenswelten einzigartig machen.

Das gilt sowohl für den Polenurlaub als auch für deutsches Brot: Als Verbraucher, Bürger und politisch denkender Mensch liegt es in meinem tiefsten Interesse, dass eine deutsche Kulturtechnik fernab eines Trendstores wie Zeit für Brot überlebt. Und es liegt in meinem tiefsten Interesse, dass die polnische Kleinstadt an der Ostsee ihre Eigenheit bewahrt.

Argumentiert man so, wird einem schnell das Argument der Fortschrittsskepsis entgegengebracht. Oder ins Feld geführt, dass die kapitalistische Angleichung Wohlstandsversprechen eingelöst hat. Doch dies verfehlt den Kern des Problems: Es muss in einer global vernetzten Welt, die man bereisen kann, möglich sein, dass lokale Unterschiede sicht- und spürbar bleiben; dass sie nicht verschwinden. Die Wahrung der Besonderheiten von Ländern und Regionen muss zu einer vorrangigen Aufgabe von Staaten und Gesellschaften werden. Dies ist ein genuin identitärer Gedanke. In ihm drückt sich die schönste Erkenntnis aus: Die Welt, ihre Länder und Völker verdienen es, dafür wertgeschätzt und geliebt zu werden, dass sie so sind, wie sie sind. Unterscheidbare und andersartige Originale mit Wiedererkennungswert. Gerade weil man Neugier und Offenheit für das Andere, das Unergründete und lokal Besondere verspürt, will man, dass dies so bleibt – und sich nicht alles vermischt und zu Einheitsbrei wird.

Es kann in niemandes Interesse sein, dass am Ende dieser Entwicklung der Bastardmoderne deutsches Brot von Supermarkt-Aufbackware ersetzt wurde – und Zeit für Brot nur deshalb existiert, weil eine Gutverdienerkaste den Verlust von Tradition kompensieren will.

Die nordpolnische Provinz muss nordpolnisch und deutsches Brot deutsch bleiben. Das ist die Globalisierung uns schuldig.

IV. PORNOŞ FÜR ALLE

Der schnellste Weg zum ersten Samenerguss im Leben eines Teenagers meiner Generation führte weder über die erste große Jugendliebe noch über kicherndes Flaschendreher auf sturmfreien Hauspartys, sondern über einen USB-Stick: ein unscheinbares Stück Plastik, das Gigabyte an Daten schluckte und sich zum Schlüssel für die digitale Unterwelt entwickelte, die Pornografie in unser Leben brachte. Seitdem wächst in der Bastardmoderne eine ›Generation Porno‹ auf, geprägt von Bildern, die Intimität in Massenware verwandeln.

Um zu verstehen, wie Pornos ins Leben von Millennials kamen, muss man sich in die Zeit versetzen, in der Dateien aus dem Internet erstmals verfügbar wurden. Es war ungefähr 2005, als pubertierende Jungs USB-Sticks mit ›Original Pirate Material‹ in die Schule brachten, also Daten, die illegal im Internet heruntergeladen wurden.

Dafür gab es Anleitungen und Torrent-Links, Onlineforen, Websites und Programme wie Kazaa oder Napster, die Teenagern neue Welten eröffneten: Filme wie *City of God*, Serien wie *Prison Break*, Alben von Aggro Berlin oder Linkin Park, Raubkopien von *Baldur's Gate* oder lizenzpflichtige Software wie Adobe Photoshop waren uns nun leicht zugänglich. Die USB-Sticks wurden unter der Hand weitergegeben, die Dateien verbreiteten sich wie ein Lauffeuer. In einer Welt, in der kein Spotify oder Netflix existierte, in der kulturelle Produkte aber erstmals Wissenskapital in der großen Pause darstellten, das für Coolness und flirtive Mädchenblicke sorgte, glichen diese USB-Sticks und Festplatten Eintrittskarten in unbekannte Sphären. Sie weiteten den Horizont von Heranwachsenden, jenseits von *Bravo* und der Stadtbibliothek, fernab von *Die Pfefferkörner* und *The Dome*. Die Popkultur kam als Hehlerware in unser Leben, und mit der Popkultur kam auch die Pornokultur;

davon reichlich und viel. Wir sind eine Generation, großgezogen von Pornografie, genährt von Erotik in Pixelform. Rückblickend lässt sich sagen, dass der Weg vom Daten- zum Menschenhandel ein denkbar kurzer war – und dass die Folgen von massenmedial verbreiteter Pornografie verheerend sind.

In den versteckten Ordnern gehandelter USB-Sticks fanden sich Filme mit beispielsweise folgendem Inhalt: Zwei ›Sweeties‹ in kirschroten Tangas kichern am Pool, Perlwein tropft von ihren Lippen, bevor sie ihre Brüste an einen muskulösen Männerkörper schmiegen. Wenige Minuten befriedigen sie den Mann oral, wobei der eben getrunkene Sekt zur Befeuchtung des Glieds dient.

Oder: Zwei Typen der Marke ›breit gebaut, braun gebrannt‹ penetrieren ein zierliches Mädchen, das kaum größer als 1,60 Meter ist, aber für die nächsten 30 Minuten Penisse in zwei Öffnungen beherbergen muss.

Oder: Nach einem ›Threesome‹, in dem Fall dem Sexualakt von zwei Frauen mit einem Mann, kommt es zur Ejakulation der männlichen Protagonisten, die in diesem Film Handwerker spielen. Dabei beugen sich die Männer über die Frau, deren Vagina eine Intimfrisur hat, und ejakulieren auf ihren Körper und ihr Gesicht. ›Cumshot‹ heißt diese Praxis, und ich behaupte, jeder meiner Generation weiß, was damit gemeint ist.

Die Schilderungen und der Wortschatz hier wirken derbe, sie fangen aber eine Realität ein, die jeder Mann meiner Generation kennt. Ohnehin fällt auf: Die Sprache der Pornos sickerte, getarnt als Sexpertise, in die Köpfe meiner Generation: ›Cuckolding‹, ›Threesome‹, ›Rimjob‹, ›Handjob‹, ›Squirting‹, ›Snowballing‹. Und ›BBC‹ steht für viele Männer meiner Generation nicht für den britischen Nachrichtensender, sondern für ›Big Black Cock‹. Frühsexualisierung ist für meine Generation keine abstrakte Vokabel, sondern eine Realität, die auf verdreckten Lenovo-Laptop-Bildschirmen alltäglich wurde.

Das Thema der ›Pornos für alle‹ ist schambehaftet. Niemand spricht gerne darüber, wie sehr er von Pornografie in der Entwicklung

seiner Persönlichkeit geprägt wurde. Nicht selten speicherte man Pornos in der Anfangszeit von USB-Sticks in einer ganzen Reihe von Unterordnern (»Heroes of Might and Magic«, »Vortrag Weimarer Republik«), um den eigentliche Inhalt zu verschleiern. Mit Pornokonsum verhält es sich dabei wie mit Prostituierten: Alle verneinen stets, schon einmal einen Puff besucht zu haben, aber 27 Prozent der deutschen Männer zwischen 18 und 75 Jahren (also fast jeder Dritte) sollen Studien zufolge schon einmal für Sex bezahlt haben. Auch beim Konsum von Pornografie ist eine Leugnungspraxis gang und gäbe. Obwohl es jeder von sich kennt, will niemand dessen bezichtigt werden. So gut wie jeder Mann, der Ende der 1980er-Jahre oder später geboren wurde, wird hinter vorgehaltener Hand eingestehen, dass er zumindest Phasen hatte, in denen er (sehr) viele Pornos konsumierte. Für unsere Sexualerziehung zeichneten weder Doktor Sommer noch der Sexualekundeunterricht verantwortlich, sondern YouJizz, Redtube und YouPorn. Es dürfte deshalb auch nicht überraschen, dass sehr viele Männer mehr Pornodarstellerinnen als Belletristik-Autorinnen aufzählen können, kein Scherz.

Der frühe Kontakt mit Pornografie prägt die sexuelle Entwicklung und Erwartungshaltung von Millionen Jugendlichen. Wer jedoch im Alter von 14 Jahren Würgepraktiken und geweitete Körperöffnungen als sexuelle Normalität vermittelt bekommt, glaubt, Liebe bedeute Dominanz, und Gewalt sei Lust. In den USA haben 93 Prozent der Jungen und 62 Prozent der Mädchen bis 16 Jahre laut einer Erhebung von »The Nature and Dynamics of Internet: Pornography Exposure for Youth« aus dem Jahr 2010 schon mindestens einmal Pornografie konsumiert, mit einem Durchschnittsalter zwischen neun und 13 Jahren bei erster Exposition. In Polen liegt die Rate bei 78,6 Prozent der Universitätsstudenten, in Schweden sogar bei bis zu 96 Prozent der Jugendlichen bis 18 Jahren.

Besonders für Jungen hat das Folgen: Verzerrende Drehbücher in gescripteten Sexvideos gehen mit dem Risiko einer gesteigerten

Aggressivität beim Konsumenten einher, wie die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in einer 2019 in Auftrag gegebenen Studie herausfand.

Frag dich, junger Mann: Wie sehen die weiblichen Körper aus, die Pornodarstellerinnen in den Filmchen präsentieren? Wie oft haben Partnerinnen oder Sexualpartner ein offensiv-schmachtendes Verlangen nach Sex und bitten den Mann regelrecht unterwürfig danach? Wie oft bekommst du mit, dass männliche Pornodarsteller zu früh zum Orgasmus kommen? Hat es je Szenen gegeben, in denen Frauen Schmerzen hatten oder darum baten, eine Pause einzulegen? Wie oft ist ›am Morgen verunsichert zum Arzt gehen und die Pille danach erbitten‹ Teil eines Porno-Drehbuchs? Na?

Pornos verkaufen uns ein Trugbild von Sexualität, ein Bild von Mädchen mit Sanduhrfiguren und Schlauchbootlippen, die multiplen Orgasmen entgegenfiebern und ›Dominanz‹, also Gewalt, wie Wellnesswochenenden genießen. Männer sehen jedoch, was sie sehen wollen. Und irgendwann sehen Männer nicht nur das, was sie sehen wollen, sondern verlangen nach dem, was sie gesehen haben. Aus Erfahrungswert wird Erwartungshorizont.

Mädchen hingegen berichten vom Druck, diesen Trugbildern zu entsprechen. In der schwedischen »Hercules and Barbie?«-Studie, die Pornografie als Jugendphänomen untersucht, heißt es etwa, dass sich Mädchen durch Pornografie gedrängt fühlten, sexuelle Praktiken wie Analsex oder Gruppensex auszuprobieren, da diese als ›normal‹ dargestellt würden. Eine britische Studie aus dem Jahr 2022, die für den Children's Commissioner durchgeführt wurde, kommt zum Schluss, dass 47 Prozent der Mädchen glauben, dass Gewalt als Teil von Sex »zu erwarten« sei. 79 Prozent der Befragten seien demnach vor ihrem 18. Lebensjahr mit gewalthaltiger Pornografie in Berührung gekommen.

Ohnehin darf die Frage, analog zur männlichen Erwartungshaltung, auch für Frauen gestellt werden: Was machte es mit einer Generation junger Frauen, die zwischen *Germany's Next Topmodel*, Emo-Trends und Magersuchtidealen sozialisiert wurden, wenn

sie ab Anfang der 2000er-Jahre plötzlich selbst Erotikfilme sahen oder Partner kennenlernten, die Pornos konsumierten? Pornos, in denen die scheinbar makellosen Kylies, Megans und Ambers beim Geschlechtsverkehr nicht nur spindeldürr, feingliedrig, lasziv, tough, genießend und stets verfügbar daherkommen, sondern auch problemlos Sperma schlucken, als sei es ein Serum für ewige Jugend? Vieles spricht dafür, dass Pornografie das Gefühlsleben einer ganzen Generation von Mädchen beschädigt oder zerstört hat.

Auch die Folgen fernab falscher Erwartungshaltungen und unerreichbarer Ideale sind bemerkenswert: Die Studie *Your Brain on Porn* kommt zu dem Schluss, dass Jugendliche, die regelmäßig Pornografie konsumieren, »einen geringeren Grad an sozialer Integration« und »eine geringere emotionale Bindung zu Pflegepersonen« aufweisen. Durch die in der Pornografie vermittelte Art der Zwischenmenschlichkeit werden Beziehungen oberflächlicher. Flirt, Verlieben und Liebesbeziehungen verkommen zu Eroberungstouren und Dominanzpraktiken, in denen hörigen Frauen die Rolle von Erfüllungsgehilfinnen für männliche Kinks, also Fetische und Vorlieben, zukommt.

Dazu passt folgendes: Laut der Studie »Southeastern Europe: A Systematic Review of Prevalence and Risk Factors for Sexual Violence Perpetration« aus dem Jahr 2016 korreliert übermäßiger Pornokonsum mit »schlechter geistiger und emotionaler Gesundheit«, einschließlich »Depression, sozialer Angst und negativem Körperbild«. Besonders Jugendliche, deren Gehirn noch in der Entwicklung ist, seien anfällig für Veränderungen im Belohnungssystem. Dies führt zu Verstärkungseffekten: Durch Dopaminausschüttung wird unser Gehirn darauf trainiert, dass es etwas Lohnenswertes sei, einen Orgasmus vor dem Laptop zu erfahren. Pornokonsum konditioniert Menschen und erschafft eine Spirale, bei der es zum willkommenen Anlass wird, seinen Tageshöhepunkt vor dem Laptop zu erreichen, statt Zweisamkeit im echten Leben zu suchen. Ein Teilnehmer der Studie beschreibt: »Bei jeder Frau, die ich sehe, gibt es sofort Tausende von Assoziationen. Und irgendwann noch

einmal Kuschelsex zu haben, wird wohl bei mir nicht funktionieren.« So spricht jemand mit einem verrohten Bild von Sexualität.

Es lohnt dabei auch, zu benennen, welche Strukturen hinter der Produktion der Filme stehen: In vielen Fällen stellen Pornos filmisch inszenierte Gewalt dar – und werden trotzdem als normale Sexualpraktiken verkauft. Pornodarstellerinnen werden nicht selten mit Alkohol und Kokain gefügig gemacht, um ~~den Sex~~ das Martyrium über sich ergehen zu lassen. Die Pornodarstellerin Jenna Jameson schrieb in ihrer Autobiografie *How to Make Love Like a Porn Star*: »Ich habe gesehen, wie viele in der Industrie zu Pillen, Alkohol oder Schlimmerem griffen, um mit dem Stress und der Scham fertigzuwerden. Es war fast normal, dass am Set Substanzen kursierten.« Die Pornodarstellerin Shelley Lubben geriet nach eigener Aussage in »einen Teufelskreis aus Alkohol- und Drogenproblemen sowie Genitalherpes«. Die Branche arbeite, so Lubben, entwürdigend. Auf jede professionelle Pornodarstellerin mit auskömmlichem Gehalt aus Calabasas in Kalifornien kommen Dutzende, wenn nicht gar Hunderte Frauen, darunter zahlreiche aus Weißrussland und Tschechien, die in der Branche ausgebeutet und missbraucht, die zu ›Wegwerfmädchen‹ herabgewürdigt werden. Das Netzwerk gegen Menschenhandel attestiert: »Menschenhandel und Pornografie sind untrennbar miteinander verbunden.« In diesem Sinne sind Pornos nicht lediglich Sucht- und Fetischbefriedigung, sondern auch Stütze einer Branche, die wehrlose Frauen ausbeutet und in Abhängigkeitsverhältnisse zwingt.

À propos Fetisch: *Two Girls One Cup* wurde etwa 2007 zum Gesprächsthema auf jedem Schulhof – lange bevor es das Wort ›viral‹ gab. In dem Film, der vom brasilianischen Regisseur Marco Antonio Fiorito stammt (er bezeichnet sich selbst als »zwanghaften Fetischisten«), stürzen sich zwei Frauen auf einen Becher voller Exkremente, verzehren diese, schmieren sich damit ein und tauschen den Kot mittels lustvoller Küsse aus, bevor sie sich im Anschluss gegenseitig in den Mund erbrechen. Der Film verbreitete sich in einer Zeit lange vor sozialen Medien, rasend schnell, zahl-

reiche Reaktionsvideos voller Ekel und Fassungslosigkeit tauchten auf. *Two Girls One Cup* mag streng genommen keine (oder eine besondere Art der) Pornografie darstellen, aber erstmals wurde Degeneration fernab jeglicher Grenzen des Ekels zu einem Massenphänomen der Bastardmoderne. Auch dieser Verlust der Mäßigung und der Scham, die Überhöhung des Fetischs und die Normalisierung von krankhaften Vorlieben kennzeichnen unsere Epoche.

Zurück zur klassischen Pornografie: Kennzahlen, wie groß die Pornoindustrie wirklich ist, variieren stark und sind, nicht zuletzt wegen der Intransparenz der Branche, schwierig zu beziffern. Eine Analyse von Earth Web aus dem Jahr 2024 kommt aber zu dem Schluss, dass die globale Pornoindustrie jährlich 97 bis 100 Milliarden US-Dollar Umsatz generiert, wovon die USA 10 bis 12 Milliarden beitragen. Die Schattenindustrie beschäftigt weltweit Hunderttausende von Menschen, überwiegend Frauen, darunter Prostituierte und Pornodarstellerinnen, aber auch Produzenten, Filmcrews, Webentwickler, Cutter oder Marketingmitarbeiter. Besonders etabliert ist die Industrie in den USA, insbesondere im San Fernando Valley, das als Epizentrum der Pornoproduktion gilt und jährlich über 10.000 Filme produziert. Für eine Branche mit zweifelhaftem Ruf sind das bemerkenswerte Größenordnungen.

Wenn Intimität und sexuelles Begehren zur gehandelten Massenware werden, die heute für jeden via Internet frei zugänglich ist und die als Wichsvorlage für 14-Jährige und ihren täglichen Orgasmus dient, verändert dies auch das Wesen von Sexualität: Der Geschlechtsakt gleicht nicht mehr etwas Heiligem – die engste Verbindung zweier Wesen, dem ultimativen Moment der Intimität, dem Höhepunkt der Liebe, dem Akt der Fortpflanzung –, sondern wird trivial und nebensächlich. Man muss dabei kein Messdiener sein, um zu erkennen, dass Sexualität kein Online-Massenphänomen und auch nicht allzeit verfügbar im Sinne von Kurzzeitbespaßung sein sollte, sondern einen Selbstzweck hat – und etwas anderes ist als beispielsweise Duschen, Schminken oder Einkaufen. Durch die Massenverbreitung und Banalisierung von

Sexualität wurde der Geschlechtsverkehr gewissermaßen entheiligt; er verlor jede Besonderheit. Er wurde ein Alltagsphänomen.

Verfechter der Pornografie mögen erwidern, dass Sexualität lange Zeit ein Tabu war; etwas Verbrämtes, das nicht am Esstisch diskutiert wurde und über das gerne der Mantel des Schweigens gebreitet wurde. Darin lag einer von vielen Initiationsmomenten der 68er-Bewegung, die nicht nur die freie Liebe forderte, sondern in der Enttabuisierung einen liberal-emanzipatorischen Akt der Befreiung sah. Inzwischen hat sich der Freiheitsdrang jedoch, so mein Eindruck, ins Gegenteil verkehrt; nämlich in eine Realität, in der Perversion und Gewalt nicht nur normalisiert, sondern regelrecht beklatscht werden. Es darf auch gefragt werden, inwiefern ›Incels‹, also unfreiwillig zölibatär lebende Männer, und zurückgehende Geburtenraten in westlichen Gesellschaften nicht das Ergebnis der Allzeit-Verfügbarkeit von Pornos sind, die viele Anreize für eine Partnersuche beseitigt.

In jedem Fall ist das paradoxe Ergebnis der pornoverseuchten Gesellschaft eine Generation, die ›oversexed but underfucked‹ ist. Obwohl oder gerade weil sie permanent erotischen Anreizen, Nacktbildern und pornografischen Filmen ausgesetzt sind, pflegen viele der Millennials und aus der Generation X und Z regelrecht eine Kultur der Enthaltksamkeit. Babyboomer hatten in ihren Zwanzigern mehr als neun Mal monatlich Sex, bei Millennials fällt der Wert auf fünf bis acht Mal pro Monat – und bei Vertretern der Gen Z auf drei bis 8,5 Mal. Eine national repräsentative Studie des Kinsey-Instituts aus dem Jahr 2022 unter 2.000 US-Erwachsenen ergab, dass rund 25 Prozent der alleinstehenden Gen-Z-Erwachsenen im Alter von 18 bis 24 Jahren noch nie Partnersex erlebt haben. Die *California Health Interview Survey* der UCLA dokumentiert für junge Kalifornier im Alter von 18 bis 30 Jahren einen markanten Anstieg des Anteils, der keinen sexuellen Partner innerhalb eines Jahres hatte: von 22 Prozent im Jahr 2011 auf 38 Prozent im Jahr 2021. In Großbritannien, so die »Next Steps«-Studie, sind 12,5 Prozent der 26-jährigen

Millennials Jungfrauen geblieben, und selbst in Deutschland, wo der Trend subtiler abzeichnet, starten 43 Prozent der Studenten laut einer YouGov-Umfrage jungfräulich in das Universitätsleben. Das Liebesleben der jüngeren Generationen ist also enthaltsamer geworden, während in unserer Gesellschaft Pornokonsum allzeit verfügbar und Sexualität omnipräsent ist.

Zeugnis dieser Entwicklung legt OnlyFans ab. Die Plattform, die 2016 ursprünglich für Kreative ins Leben gerufen wurde, um exklusive Inhalte gegen Abonnementgebühren anzubieten, hat sich rasant zu einem digitalen Epizentrum für Erotik und Selbstvermarktung entwickelt: Eigentlich sollten hier Musiker, Fitness-Influencer und Köche ihre Nischen finden, doch schnell erkannten digitale Creatorinnen von softpornografischen Inhalten, dass in der freizügigen Selbstinszenierung (in Form von Nackt-, Selbstbefriedigungs- und Sexfotos) ein Geschäftsmodell steckt. OnlyFans lockt mit 80 Prozent Einnahmenbeteiligung und einer globalen Reichweite. Dadurch hat sich Sexualität noch schneller in einen digitalen Konsumgegenstand verwandelt.

Die Plattform ist heute ein digitaler Marktplatz für Fotos und Videos, auf der sich mitunter minderjährige Mädchen in enger Unterwäsche und mit steifen Nippeln ablichten, dies als Premium-Inhalt zur Verfügung stellen und zahlwillige Kunden hinter die Bezahlschranke locken. Dies funktioniert zum Beispiel so: Eine junge Frau, blond und porzellanblass, thront kniend auf dem rosa-farbenen Teppich ihres Zimmers, ihre schwarzen Strümpfe spannen sich über die Schenkel, während ein schwarzes Corsage-Top ihr Dekolleté rahmt. »Wer bläst besser, der Wind oder ich?«, fragt sie in ihrer Timeline. Oder: Eine junge Frau, kaum 20 Jahre alt, lehnt sich rücklings gegen ein zerfleddertes Samtkissen, die Beine lässig gespreizt, ein hauchdünnes Negligé aus schwarzer Spitze schmiegt sich wie eine zweite Haut über ihre Hüfte, in der Hand hält sie ein Spielzeug, das sie mit einem schelmischen Grinsen mustert. »Ich setz mich auf dein Gesicht und zieh dir dabei das Ding an, haben wir einen Deal? :3«

OnlyFans ist Rhetorik- und Durstfalle, eine sogenannte ›Thirst Trap‹: Durch kalkuliert laszive Posen in Verbindung mit versauten Sprüchen werden Bilder, die den sexuellen Durst von Konsumenten wecken, zu Eintrittskarten hinter die Bezahlschranke des Portals.

»Das Geld ist unglaublich«, berichtet etwa das ehemalige ›Glamour‹-Model Lucy-Anne Brooks. Eigenen Angaben zufolge verdient sie monatlich 20.000 Euro auf der Plattform mit Schmuddelbildern, ein Betrag, der sich wohl gemerkt aus 780 zahlenden Fans zusammensetzt. Chloe Sasha, alleinerziehende Mutter aus den USA, berichtet hingegen, dass sie »die Einnahmen aus OnlyFans genutzt« habe, »um ein neues Haus für mich und meine Kinder zu kaufen.«

Zur Wahrheit gehört aber auch: Auf jede Frau, die mit OnlyFans vier- und fünfstelligen Beträge monatlich verdient, folgen Hunderte Modells, die davon nicht leben können, aber unter falschen Versprechen einen solchen Weg eingeschlagen haben. Der ist auch deshalb existenzschädigend, weil er spätere Berufswege in bürgerlichen Jobs nahezu ausschließt.

OnlyFans ist nicht nur ein Sinnbild für die Verkommenheit digitaler Erotik und Pornografie ›on demand‹, sondern auch die konsequente Weiterentwicklung der ›Generation Porno‹, die in marktwirtschaftlicher Verwertung der eigenen Lust und Begierde eine lukrative Selbsterfüllung entdeckt hat, bei der die eigenen sexuellen Reize auf dem digitalen Marktplatz wie einst Obst und Gemüse auf der Agora gehandelt werden.

Aus den Tiefen jener OnlyFans-Gesellschaft tauchte 2024 eine Frau auf, die schnell die Aufmerksamkeit der Massen erregte: Lily Phillips, eine 2001 geborene Britin aus Derbyshire, begann als Bikini-Influencerin, wechselte dann auf OnlyFans, begann mit anzüglichen Posts und erlangte dort weltweite Bekanntheit. Den Höhepunkt ihrer ›Karriere‹ erreichte sie am 19. Oktober 2024, als sie innerhalb von 24 Stunden mit 101 Männern schlief. Der ›Akt‹ wurde in einer (zensierten) Dokumentation namens *I Slept With 100 Men in One Day* festgehalten und erntete Millionen Aufrufe.

Bemerkenswerterweise war aber das vermutlich am weitesten verbreitete Video von Phillips keines, welches sie beim Sex zeigt; zur Viralität brachte es vielmehr ein Ausschnitt aus der Dokumentation von Josh Pieters. Darin sieht man die Britin, gebrochen, sichtbar erschöpft und emotional aufgelöst, wie sie mit roten Augen auf einer Bettkante sitzt. Sie berichtet: »In meinem Kopf kann ich mich an fünf, sechs, vielleicht zehn Typen erinnern. Es ist einfach seltsam, oder? Ohne die Videos wüsste ich nicht, dass ich 100 geschafft habe.« Sie fühlte sich robotisch und dissoziativ. »Es ist nichts für schwache Mädchen, wenn ich ehrlich bin – es war hart. Ich weiß nicht, ob ich es empfehlen würde.«

Der Verkauf des eigenen Körpers als Objekt der Lust lässt Darstellerinnen wie Phillips in seltenen Momenten der Ehrlichkeit in Tränen ausbrechen. Pornografie in ihrer heutigen Form, Verfügbarkeit und Popularität ist zu einem maximal vermarktbarsten Stunt im digitalen 21. Jahrhundert geworden. Sex und Erotik verbreiten sich dabei auf eine Art, wie sie die Menschheitsgeschichte schlicht nicht gekannt hat. Nach außen hin suggeriert diese liberalisierte Omnipräsenz von Sexualität Unterhaltung, Selbstgenuss, sofortige Bedürfnisbefriedigung. Sie bedeutet aber in Wirklichkeit Verrohung, Entmenschlichung, Abhängigkeit und Degeneration.

Auf den Laptop- und Handybildschirmen von Millionen von Menschen ist Pornografie längst zur ›stillen Epidemie‹ geworden.

V. DER MODERNE BASTARDFUSSBALL

Ende Mai 2025 liegt in der Münchener Allianz Arena ein Hauch von falschem Geld und fremder Ekstase in der Luft. Auf der riesigen LED-Anzeigetafel prangt ein unerbittliches 5 : 0. Paris Saint-Germain hat gerade Inter Mailand nach allen Regeln der Kunst zerlegt und sich zum unumstrittenen König der Champions League gekrönt. Fünf Tore, null Gegenwehr – und ein Triumph, der für alles steht, was den modernen Fußball in seinen Grundfesten erschüttert.

Jeder Fan mit einem pochenden Herzen in der Brust, so meine These, konnte sich unmöglich über diesen PSG-Erfolg freuen. Im Finale standen bei PSG gerade mal zwei im Großraum Paris geborene Spieler im Kader. Der Außenstürmer von Paris, Ousmane Dembélé, verdiente dafür 350.000 Euro – nicht im Jahr, sondern pro Woche. Der Champions-League-Sieger aus Paris, gepampert mit Milliarden von Qatar Sports Investments und dem Magnaten Nasser Al-Khelaïfi, ist das Musterbeispiel einer eingekauften Retortentruppe, die für den sportlichen Erfolg und globale Vermarktungsreichweiten ihre lokale Verwurzelung und Fannähe geopfert hat. In die Geschichte von PSG zeichnet sich wohl am deutlichsten eine Entwicklung ab, die die beliebteste Sportart Europas zu einem Marketing-Spektakel hat verkommen lassen. Sie führte zu Milliardenponsorings, überfremdeten Mannschaften voller Legionäre, dubiosen Investoren und einem aufgesetzten Sendungsbewusstsein. Der moderne Fußball ist eine Ausgeburt der Hölle, und PSG sein prominentester Vertreter.

Was hat das mit dem zu tun, was ich am Fußball stets geschätzt habe? Wie sind wir zu dem geworden, was wir nie sein wollten? Wieder lohnt es sich, einen Schritt zurückzutreten.

Keine andere Sportart und keine andere Freizeitbeschäftigung fesselt derart viele Menschen wie der Fußball: Er bindet sie an

Vereine, macht sie zu Treugläubigen. Er sorgt dafür, dass Freundschaften entstehen und Feindschaften überdauern, er macht uns Tränen vergießen und lässt unsere Träume platzen. Der Sport ist in Europa ein Massenphänomen von absurdem Ausmaß, und wenn man von ›Opium fürs Volk‹ spricht, ist das keine Übertreibung, denn Fußball sediert, lenkt ab, vereinnahmt dich und besitzt die Kraft, reale gesellschaftliche Probleme im Bewusstsein in den Hintergrund zu stellen, weil die Hingabe für die eigene Mannschaft alles andere verdrängt.

In Deutschland zählt der Deutsche Fußball-Bund etwa 7,7 Millionen Mitglieder, also mehr, als die drei baltischen Staaten Litauen, Lettland und Estland Einwohner haben, und mehr als jeder andere Sportverband weltweit. Diese organisieren sich in etwa 24.000 Vereinen, die von Nordfriesland bis Oberbayern reichen. Fast zehn Prozent der Bevölkerung sind direkt in Vereinsstrukturen eingebunden. 2023 gaben rund 20 Millionen Deutsche an, »besonders« an Fußball interessiert zu sein, während 3,4 Millionen regelmäßig selbst kicken. Der FC Bayern München hat mehr Mitglieder (432.000) als die Stadt Bratislava Einwohner. Selbst in der 3. Liga kamen 2025 4,4 Millionen Zuschauer, oft zu Grottenkicks in heruntergerockten Hinterlandstadien. Ähnlich verhält es sich im Nachbarland: In Frankreich, wo PSG die Liga dominiert, zählt die Fédération Française de Football (FFF) rund zwei Millionen Lizenzspieler, die in über 11.700 Vereinen kicken. Der professionelle Fußballsektor generiert einen jährlichen wirtschaftlichen Umsatz in Höhe mehrerer Milliarden Euro. Zwei Drittel der Franzosen geben an, dass Fußball ihr Lieblingssport sei; mehr als eine Million Jugendliche gehen dieser Sportart regelmäßig nach.

Deutschland wie Frankreich atmen, leben und sterben im Takt des Spiels. Fußball ist für sie ein schichtenübergreifender und gesamtgesellschaftlicher Rausch, der jede Alterskohorte, jede Region, jede soziale Klasse durchdringt. Die Équipe Tricolore, liebevoll »Les Bleus« genannt, stellt in Frankreich ein identitätsstiftendes Kollektiv dar, das soziale und ethnische Gruppen vereint.

Ihr WM-Sieg 1998, heißt es, glich einem Erweckungserlebnis der Einwanderungsnation. In manchen Teilen des Landes bedeutet Fußball, ähnlich wie in Deutschland, sozialer Kitt, Freizeitaktivität und Lokalidentifikation.

Das Charmante am Fußball war dabei stets seine tiefe Verwurzelung: Menschen stehen ein für ihre Stadt, ihren Kiez, ihre Identität, gewissermaßen ein heiliger Lokalpatriotismus auf sportlicher Ebene. Fans opfern für ihre Vereine Freizeit, Geld, Blut, Schweiß und Tränen. Anhänger des 1. FC Kaiserslautern, mit denen ich aufwuchs, fahren sieben Stunden auswärts, schreien sich 90 Minuten die Seele aus dem Leib und singen auf der Heimfahrt (selbst bei bittersten Niederlagen) die Lieder des Vereins, »Wir sind die roten Teufel vom Betzenberg, die Champions aus der Pfalz, ein Schuss, dann knallt's!«. Fans lieben es, wenn Spieler alles geben, um die Farben, die sie tragen, würdig zu repräsentieren. Ultra-Gruppierungen investieren oft mehrere Tage für ihre ›Auftritte‹, im Stadion, für die sie Banner malen und Sitzverteilungen planen. Wappen haben Lokalbezug: die Eiche der Frankfurter Eintracht, der Geißbock des 1. FC Köln, und kein Wort klingt im deutschen Ohr so schön wie ›Traditionsverein‹. Es ist die Selbstverortung eines jeden treugläubigen Anhängers, der in seinem Verein die Welt sieht.

In dieser Welt stellt der Champions-League-Sieger aus Paris einen ›Bastard‹ dar: PSG ist katarisches Asset und Geldkonstrukt in Vereinsform, finanziert von einem vorderasiatischen Emirat, gestopft mit Petromilliarden, gesponsert von Nike, Jordan und Dior. Im Jahr 2017 kam Neymar für 222 Millionen Euro, ein Jahr später Kylian Mbappé für 180 Millionen Euro. Auch die Truppe, die die Champions League 2025 gewann, war zusammengekauft: Khvicha Kvaratskhelia kam für satte 70 Millionen Euro vom SC Neapel. João Neves kostete 60 Millionen, Désiré Doué 50 Millionen, der Ecuadorianer Willian Pacho wurde für 40 Millionen aus Frankfurt losgeest. Insgesamt flossen 245 Millionen Euro im Sommer vor der Saison. Diese Mannschaft war nicht organisch gewachsen, sondern das Retortengeschöpf eines durchkommerzialisierten Fußball-Labors.

Allein für die Trikotwerbung von Qatar Airways erhielt PSG 2025 70 Millionen Euro, also fast das Zehnfache des gesamten Kaderwerts von 1860 München, FC Bayerns kleiner Bruder aus der 3. Liga. Man mag das für Marktmechanismen halten, aber es verändert den Wesenskern des Fußballs. Qatar Airways und Visit Qatar, also die staatliche Fluggesellschaft und der Marketingarm des Schurkenstaats in Nahost, sind dabei auch keine Geldgeber im herkömmlichen Sinne. Vielmehr repräsentieren sie Unterwerfungssponsorings, die beweisen, dass europäische Vereine bereit sind, sich von einem arabischen Geldgeber kaufen zu lassen, wenn es modernen Highperformer-Fußball und Rekordtransfers ermöglicht. Katar, das nur am Rande, trieb Gastarbeiter vor der WM in den Tod und gilt Experten zufolge als weltweiter Terrorismusfinanzier: von Al-Nusra über die Muslimbruderschaft bis zum ›Islamischen Staat‹.

Rührte der Charme des Fußballs einst von Lokalidentifikation, Fanleidenschaft und gewachsener Vereinstradition, ist heute sein erfolgreichster Repräsentant auf europäischer Ebene ein kommerzielles Gimmick, das von Magnaten herangezüchtet wurde und mit Pariser Verwurzelung nichts gemein hat.

Die Folgen dieses Wandels wirken sich selbstredend nicht nur auf der Vereinsebene aus, sondern bestimmen nachhaltig das Verhältnis der Fans zu ihren Clubs und die Art, wie sie den Fußballsport wahrnehmen.

*

Szenenwechsel: Berlin, Sommer 2024. Die Europameisterschaft tobt durch Deutschland, auf der Fanmeile vor dem Brandenburger Tor tummeln sich Albaner und Italiener, deren Teams an diesem Abend aufeinandertreffen. Die Veranstalter haben die Straße des 17. Juni mit grellgrünem Kunstrasen ausgelegt, sodass das die Szenerie des biergetränkten Spektakels einem echten Stadion ähnelt. Hinter dem Brandenburg Tor ragt nun ein gigantisches Fußballtor auf, 64 Meter breit, 22 Meter hoch. Ringsum flackern Werbebanner von Adidas und Volkswagen: »Forever Sport« prangt darauf in Leucht-

schrift, daneben liest man: »It's all about the beer«. Ein halber Liter Weißbier schlägt mit zehn Euro zu Buche, drei davon als Pfand für den Becher; eine Bulette im Brötchen kostet sieben Euro. Während die charismatische Esther Sedlacek über die riesigen Leinwände gleitet und Spiele aus sechs deutschen Städten anmoderiert, dreht sich im Hintergrund unaufhaltsam die katarische Bandenwerbung. Warum nur taucht Katar plötzlich in jeder Pore des modernen Fußballs auf?

Was an diesem Abend jedoch mehr Fragen aufwarf als die im Ballsport allgegenwärtigen Sponsoren der Arabischen Halbinsel war das manische Sendungsbewußtsein, das viele solcher Veranstaltungen mittlerweile überwölbt. Die Fanmeile machte deutlich, dass der moderne Fußball mehr sein will als Sport. Ich bin sicher, es war dieses geistige Nannytum, dieser Gouvernanten-gestus, der den albanischen Doppeladler an diesem Abend in den Tod trieb.

Die Ansprache auf Infoschildern war gegendert, Broschüren informierten über die Vielfaltskonzepte des DFB, und auf der Fanmeile gab es sogar Safe Spaces für Menschen, die sich beim Fußballgucken diskriminiert fühlten. Schon vor der EM verkündeten Innenministerin Nancy Faeser (SPD), die UEFA und der DFB, man wolle ein »offenes und modernes Land mit einer vielfältigen Gesellschaft präsentieren.« Man beziehe »gesellschaftliche Gruppen in das Turnier ein, unter anderem über ein umfangreiches Kulturprogramm«. Kampagnen für Diversität und Inklusion sollten »über den Tag des Endspiels hinaus ihre Wirkung entfalten« und sich auf »Fans und die Gesamtbevölkerung auswirken«. Das Turnier sollte »CO₂-neutral« sein, wartete mit Rauchverboten in Stadien auf, hielt verpackungsarme Produkte bereit, unterhielt eine Kreislauf- und Abfallwirtschaft sowie Unisex-Toiletten. »Bei der Euro 2024 werden Vielfalt und Inklusion gefeiert, und es wird sichergestellt, dass alle gesellschaftlichen Gruppen und Minderheiten daran teilhaben können«, hieß es in einer offiziellen Ankündigung. Der Fußball geriet in der Turnier-PR also zur Nebensache; Diversität,

Inklusion, Antidiskriminierung, Antirassismus, Nachhaltigkeit oder Klimaneutralität sollten die Prioritäten und Tugenden sein, die im Vorfeld eines Sportturniers beschworen wurden.

Die erzieherischen Maßnahmen des DFB mitsamt Vielfaltsagenda und Diversity-Flyern sind deshalb so interessant, weil sie offenbaren, wie der deutsche Fußballverband den Sport als Transmissionsriemen für den Umbau der Gesellschaft nach progressiven und weltverbessernden Idealen sieht. Sportbegeisterte Bürger sollen zu politisch korrekten Fans erzogen werden, und ein Großevent wie die Heim-EM ist das perfekte Ereignis, um diese Indoktrination voranzutreiben.

Schon bei der WM 2022 in Katar wollte der DFB, dass Kapitän Manuel Neuer die ›One Love‹-Kapitänsbinde trägt, als »Zeichen für Vielfalt, Toleranz und gegen Diskriminierung«. Die Aktion richtete sich gegen die Menschenrechtslage im Wüstenstaat, weil Homosexualität dort strafbar ist.

Kurz vor Turnierstart verbot die FIFA der Nationalelf das Tragen der Binde, wohl auch auf Druck des Gastgeberlandes. Die DFB-Elf beugte sich, setzte aber beim ersten Spiel gegen Japan eine symbolische Geste: Beim Mannschaftsfoto hielten sich die Spieler demonstrativ den Mund zu, um zu signalisieren, dass ihnen die Stimme genommen wurde. Die Kampagne, die erst Vielfaltsbinde und später bedeutungsschwangere Geste bereithielt, war dabei von der Agentur brinkertlück creatives des SPD-Politikers Raphael Brinkert konzipiert worden. Am Ende schied Deutschland in der Vorrunde aus, und nach Medienrecherchen stellte sich heraus: Der Großteil der Spieler wollte die Regenbogenbinde gar nicht tragen, vielmehr empfand man es als »Gruppenzwang«.

Zwei Jahre später, bei der EM 2024, trat der DFB mit rosa Trikots an, um ›Vielfalt‹ und eine ›neue Generation‹ zu repräsentieren. Vielfalt ist ohnehin omnipräsent im modernen Bastardfußball: Der ZDF-Kommentator Oliver Schmidt sorgte für einen Eklat, als er die deutsche Nationalhymne 2024 beim Eröffnungsspiel gegen Schottland mit den Worten »Einigkeit und Recht und Freiheit –

und vor allem Vielfalt« ankündigte, womit er den Text der Hymne eigenmächtig um das Wort ›Vielfalt‹ erweiterte.

Wo ›Vielfalt‹ ist, da ist der Einsatz für die multikulturelle Gesellschaft nicht weit, und wo der Einsatz für die multikulturelle Gesellschaft postuliert wird, da wird ›gegen rechts‹ gekämpft. Unter DFB-Präsident Bernd Neuendorf, ebenfalls SPD-Mitglied, wurden Anti-Rassismus-Kampagnen und -trainings in Jugendmannschaften eingeführt, das Projekt »Fußball verein(t) gegen Rassismus« wurde aus der Taufe gehoben, es gibt Aktionsspieltage und Faninitiativen. So beispielsweise bei Hertha BSC.

*

Der Aufstieg des modernen Bastardfußballs wird auch anhand meiner eigenen Leidensgeschichte deutlich. Ein Tor machte mich zum Hertha-Fan: Im September 2000 explodierte Jörg Wontorras Stimme bei *ran* auf Sat.1, als Alex Alves, ein 15-Millionen-Euro-Brasilianer, den Ball von der Mittellinie ins Kölner Tor bugsierte. Plötzlich war ich, der im Südwesten Deutschlands aufwuchs, ein Berliner Junge, gebannt von der Aura des blau-weißen Olympiastadions. In den frühen Zweitausendern blühte Hertha auf und wurde zu einem Europa-Club mit Glanz und Gloria. Dieter Hoenß stieg 2000 als Sportdirektor ein und holte 2001 Marcelinho, einen Ausnahmefußballer, der Samba in die Bundesliga brachte. Neben ihm gab es allerhand weitere Identifikationsfiguren in den goldenen Hertha-Jahren, die etwa Niko Kovač, Pál Dárdai, Andreas Neuendorf hießen.

Doch was als Liebe begann, fühlte sich in den vergangenen Jahren immer mehr wie ein Schmierentheater mit tragischem Ausgang an, das viel darüber verrät, was falsch läuft im modernen Bastardfußball. 2019 erklärte Hertha BSC selbstbewusst, fortan ein ›Big City Club‹ werden zu wollen. Die Geschichte dahinter: 2019 stieg beim Club aus dem Berliner Westend der Investor Lars Windhorst ein. Windhorst, ein windiger Geschäftsmann mit Gelfrisur und maßgeschneiderten Anzügen, pumpte 125 Millionen Euro in den Verein, später kamen weitere 250 Millionen dazu. Er bezeichnete

die lange erfolglose Hertha als »low hanging fruit«, was sich nur insofern bewahrheitete, als alles, was er umsetzte, am Ende Banane war. Er trieb aber seinen Vereinsumbau in Rekordzeit voran und kaufte Stars ein wie einst Grundschulkindern Beyblades: Dodi Lukébakio kam für 20 Millionen Euro, Krzysztof Piątek für 27, Matheus Cunha für 18, Lucas Tousart für 20. Der Kader wurde zu einer Ansammlung von eingekauften Zukunftsversprechen aus dem Ausland, die keinen Bezug zu Hertha und Berlin hatten. Stattdessen flutete Windhorst Herthas Kader mit Legionären ohne Berliner Seele. In der gleichen Zeit explodierten Ticketpreise (dynamisches Pricing), und an die Fans ging die implizite Forderung heraus, sie sollten fortan eingekauften Scheinstars zujubeln. Die Vereinsseele, eigentlich eine Art leicht atzige Westberliner Identität mit Schult heiß-Tulpe und Uhlandeck-Flair, wurde in der Kadenz Windhorsts zu einem künstlich aufgezogenen Großstadtprojekt, das für Anglizismen auf Pressekonferenzen, größenwahnsinnige Königs-transfers und willkürliche Personalrochaden stand. Im modernen Fußball funktioniert es oft, dass Vereins-Financiers große Geldbeträge in Clubs pumpen und diese daraufhin erfolgreich werden. Zu groß der Wettbewerbsvorteil, zu erbarmungslos der globale Fußballmarkt, der Ausnahmetalente zu Hoffnungsträgern macht.

Doch nicht so unter Windhorst und nicht bei Hertha. Windhorsts Beteiligung entpuppte sich vielmehr als Farce, die den Absturz des Berliner Sportclubs in die Zweite Liga besiegelte. Während der Saison 2019/20 landete Hertha auf dem tristen 10. Platz, 2020/21 folgte erneut der 10. Rang unter Bruno Labbadia und Pál Dardai. In der darauffolgenden Saison mit dem Trainerwechsel-Tornado aus Tayfun Korkut und Felix Magath konnte der Klassenerhalt nur durch ein Relegations-Drama gerettet werden. Der Tiefpunkt kam 2022/2023: Trotz eines kurzzeitigen Hoffnungsschimmers stieg Hertha in die zweite Liga ab, besiegelt durch ein 1 : 1 gegen Bochum in der 94. Minute. 1393 Tage nach Windhorsts Einstieg war man wieder zweitklassig, am Ende der Investorenkadenz mit seiner protzigen Tennor Holding Group stand Hertha mit einem

Minus von 250 Millionen da und verpfändete die Schulden an neue Investoren wie 777 Partners. Es wird noch Jahre, wenn nicht gar Jahrzehnte dauern, bis sich der Verein wieder gesundgewirtschaftet hat.

Hinzu kam das Fiasko abseits des Rasens: Auf Drängen von Investor Lars Windhorst übernahm Ex-Nationaltrainer Jürgen Klinsmann das Kommando und verewigte sich prompt mit einem denkwürdigen Debakel. Nach nur zehn Wochen, neun Spielen und 76 Tagen verkündete er seinen Rücktritt in einem grotesken Facebook-Video, lamentierte über fehlende Rückendeckung und brandmarkte das Engagement als »Selbstmordmission«. Als Vermächtnis hinterließ er die »Hertha-Tagebücher«, eine 22-seitige Abrechnung in der *Sport Bild*, in der er faule Spieler, dysfunktionale Strukturen und mangelnde Professionalität geißelte, wengleich er zugab, mit Arne Friedrich einen ›Performance Manager‹ installiert zu haben, der Methoden US-amerikanischer Elitesoldaten auf dem Trainingsgelände einführen sollte.

Die Krönung des Chaos bildete die Spionage-Affäre unter dem Decknamen ›Projekt Euro 2020‹. Windhorst, der ein undurchsichtiges Geschäft mit Briefkastenfirmen betrieb, beauftragte eine israelische Sicherheitsfirma, den langjährigen Präsidenten Werner Gegenbauer auszuspionieren: mit Fake-Accounts, Karikaturen und gezielter Desinformation. Als der Skandal 2022 ans Licht kam, machte er Hertha endgültig zum Gespött der Nation. Der Club hatte sich einen Retter ins Boot geholt, der letztlich den eigenen Verein sabotierte.

Heute ist Windhorst Geschichte, Hertha Zweitligist und alles soll anders sein. Dafür folgt man jetzt am Westend dem ›Berliner Weg‹, den Ex-Ultra und Vereinspräsident Kay Bernstein etablierte, bevor er unerwartet verstarb. Man spielt im riesigen Olympiastadion gegen Teams wie Paderborn, Münster oder Elversberg.

Mit dem ›Berliner Weg‹ Bernsteins betrat der Hauptstadtclub leider auch das schlammige Terrain der Moral. Hertha hatte beschlossen, den sportlichen Untergang mit einer tugend-

prahlerischen Erhebung zu kompensieren. Seitdem hängen vor der Geschäftsstelle ›Progressive Pride‹-Flaggen, der Verein gibt sich betont antirassistisch und weltoffen, er engagiert sich bei Aktionstagen und Kampagnen. Im Januar 2025 war Hertha der erste Bundesliga-Club, der die Plattform X verließ, und das nicht aus der Not heraus, sondern aus künstlicher Empörung über Elon Musk. Stattdessen postet man seitdem für einige hundert Fans auf der linken Plattform Bluesky, wo man sich als ein Bollwerk gegen den Rechtsruck inszeniert; und natürlich gegen den spukenden Faschismus. Im Oktober 2024 distanzierte sich Hertha BSC in einem offiziellen Statement scharf von dem Kultslogan »Ha Ho He – und fette Beute«, der vom 57-jährigen Hertha-Micha (einem Urgestein der Fanszene mit 40 Jahren Stadionbesuchen auf dem Buckel) popularisiert und jahrzehntelang als harmloser Fanruf in der Kurve gefeiert worden war. Hertha aber sah in der Formel eine NS-Verharmlosung und warb für »blau-weiße Haltung und Erinnerungskultur«; Micha beklagte in der Kampagne völlig zu Recht eine »linke Inquisition«. In dieser Zeit nahm man, selbstredend, an zahlreichen Kampagnen und Aktionen teil: gegen Rassismus, für Frauenfußball, für den Regenbogen und Inklusion. Statt sportlicher Glanzleistungen hat Hertha einen linksprogressiven Zeitgeist zu seiner DNA gemacht.

*

Die moralische Selbsterhebung von Hertha sticht vor dem Hintergrund des sportlichen Abstiegs und wirtschaftlichen Missmanagements besonders unangenehm heraus, doch sie ist kein isoliertes Phänomen. Der VfL Wolfsburg, ein Plastikverein, der seit Jahren erfolglos im Tabellenmittelfeld der Bundesliga herumgeistert, führte ein Begegnungszentrum für Diversität ein. Rekordmeister Bayern München lief mit ›Rot gegen Rassismus‹-Sondertrikots auf, und der Drittligist Rot-Weiß Essen startete 2025 die Kampagne »Essen ist bunt« – wohlgermerkt in einer Stadt im ›Failed State‹ NRW, in der Schießereien, islamistisch motivierte Messerattacken und Clanstreitigkeiten zwischen Syrern und Libanesen regelmäßig für Schlagzeilen sorgen. Für Essen war die Aktion

jedoch ein »starkes Zeichen für Vielfalt, Respekt, Toleranz und gegen Diskriminierung«.

2020 knieten mehrere Bundesliga-Mannschaften nach dem Tod von George Floyd demonstrativ vor Spielbeginn nieder, um gegen angebliche Polizeigewalt gegen Schwarze zu protestieren. Flankiert wurde das zivilreligiöse Bekenntnis durch Armbinden und T-Shirts mit »Black Lives Matter«- (Leverkusen, Frankfurt) und »No Justice, No Peace«-Aufschriften (Dortmund). George Floyd war ein drogenabhängiger Krimineller aus Minnesota, der sich, vollgepumpt mit Fentanyl, der Polizei widersetzte und im Rahmen eines Polizeieinsatzes unglücklich zu Tode kam. Um die eigene politische Korrektheit zu betonen und sich auf der »richtigen Seite der Geschichte« zu positionieren, ist deutschen Profivereinen kein Bekenntnis zu schade.

Die Wokewerdung des Fußballs geht auch einher mit dem bereitwilligen Aufgreifen grüner Anschauungen und Initiativen: Borussia Mönchengladbach bietet im Rahmen seiner Nachhaltigkeitsstrategie seit 2022 vegane und vegetarische Alternativen im gesamten Stadion an, um den CO₂-Fußabdruck zu reduzieren und priorisiert pflanzliche Produkte an Kiosken. Die TSG Hoffenheim kompensiert seit der Saison 2019/2020 unvermeidbare CO₂-Emissionen, einschließlich derer von Fanreisen, durch Investitionen in Klimaschutzprojekte wie Aufforstungen in Uganda und bietet Fans ein optionales Klimaticket für nur einen Euro an, um den Verein klimaneutral zu halten. Der 1. FC Köln wurde 2020 als erster Profiverein in Deutschland mit dem ZNU-Standard für nachhaltiges Wirtschaften zertifiziert, einschließlich ökologischer Maßnahmen im RheinEnergieSTADION. Das Paradebeispiel für linksprogressive Haltung ist aber der FC St. Pauli, der seit Jahren Refugees-Welcome-Aktionen unterstützt, sich an der Seite der linksextremen Antifa positioniert und 2025 die weltweit größte Solaranlage in Regenbogenfarben auf dem Millerntor-Stadion installierte, um erneuerbare Energie mit Symbolik für Vielfalt zu verbinden.

All diese Kampagnen fallen umso mehr ins Gewicht, als Vereine und DFB bei anderen gesellschaftlichen Konflikten auffällig schweigen: Nach dem Anschlag des Islamisten Anis Amri auf den Berliner Weihnachtsmarkt 2016 oder bei zahlreichen weiteren migrantisch motivierten Attacken in Deutschland gab es keine vergleichbaren Initiativen gegen Islamismus. Änis Ben-Hatira, ehemaliger Profi bei Hertha BSC, geriet 2017 in die Kritik, weil er für die Organisation Ansaar International warb, die vom Verfassungsschutz als salafistisch eingestuft und später verboten wurde. Nennenswerte Proteste aus der Fußballwelt blieben aus, obwohl Ben-Hatira als bestens vernetzt gilt.

Der Ex-Nationalspieler Mesut Özil posierte für ein Foto mit dem türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan und huldigte ihm öffentlich, bevor er sich zu der rechtsextremen türkischen Organisation Graue Wölfe bekannte; der DFB schützte ihn lange und stilisierte ihn gar zum Opfer rassistischer Angriffe. Als Nationalverteidiger Antonio Rüdiger zum Ramadan-Beginn 2024 ein Foto auf einem Gebetsteppich postete – in traditioneller Kleidung, mit erhobenem Tauhid-Zeigefinger, eine Geste, die man auch bei Dschihadisten sieht –, wertete der DFB jede Kritik daran als rassistisch motiviert und das Foto als unproblematisch. Rüdiger hatte 2020 einen Instagram-Post gelikt, der den französischen Präsidenten Macron nach der Ermordung des Lehrers Samuel Paty durch einen Islamisten mit einem Schuhabdruck im Gesicht demütigte. Macron hatte sich nämlich für die Redefreiheit ausgesprochen, die auch Kritik am Propheten Mohammed – wie Paty sie geäußert hatte – mit einschloße.

Die Vorgänge mitsamt selektiver Empörung zeigen: Der Kampf des modernen Bastardfußballs gegen ›-ismen‹ wird mit doppelten Standards geführt. Wenn muslimische Fußballer islamistische Inhalte verbreiten, werden sie als Minderheit geschützt. Wo politische Korrektheit passt, und Inhalte regierungs- und zeitgeistkonform sind, protestiert der moderne Fußball laut; wo Sachverhalte unbequem werden, weil sie gängige DFB- und FIFA-

Narrative anzweifeln, herrscht Stille. Politische Bekenntnisse im Fußball gleichen einer Einbahnstraße.

Die Politisierung des bastardmodernen Fußballs ist eine gratismutige Scharade, und es entbehrt nicht einer gewissen Lächerlichkeit, dass die größten sportpolitischen Aufreger hierzulande die Social-Media-Posts von Nationalspieler und Dortmund-Profi Lukas Nmecha betreffen, der es wagte, LGBTQ-kritische Kacheln von konservativen Denkern wie Matt Walsh zu teilen oder des ermordeten Charlie Kirk zu gedenken. Dies sorgte mancherorts für Schnappatmung und zwang seinen Verein Borussia Dortmund, Nmecha allen Ernstes zum Gespräch zu zitieren.

*

Die Pride-Trikots, Regenbogenbinden, die CO₂-neutralen Stadien, die Anti-Rassismus-Aktionen und Vielfaltskampagnen zeigen, dass der moderne Fußball sich im Einklang mit einer linken Einheitsmeinung befindet. Er ist nicht das Spiegelbild der Gesellschaft, aber er führt seinen Missionierungsauftrag, die Menschen progressiver (vulgo: bastardmoderner) zu machen, bereitwillig aus. Angesichts der mitunter bizarren Aktionen stellt sich die Frage: Was haben diese übergestülpten Initiativen mit dem gemeinen Fan zu tun, der sich gewiss nicht als Tugendwächter begreift, sich dem woken Sprachregime widersetzt und einen politisierten Sport gutheißt wie Brechdurchfall?

Fußball ist eigentlich auf angenehme Weise trivial: Anstoß, langer Ball, kicken, rennen, grätschen. Catenaccio und Tiki-Taka. Rasenflecken auf der Hose, Wasserflasche neben dem Tor, schwarze Adidas-Treter mit drei Streifen, Kappe im Gesicht des Keepers. Choreografien und Fackeln auf der Tribüne, Bratwurst in der Hand, Bierdusche in der Umkleide. Dynamisches Kontern und Mittelfeldpressing. Zerfledderte Bälle, zerschrammte Knie, Bananenflanke, ausgerissene Eckfahne. Grölen auf der Auswärtsfahrt, La-Ola-Welle nach dem Sieg und Kneipengespräche, die solange dauern, bis man die eigene Niederlage zum Sieg umgedeutet hat. Jeder Fan kennt es. Genau darin liegt eigentlich die Stärke des Sports: Er baut Brücken,

weil er politische, wirtschaftliche, soziale, ethnische oder Altersgrenzen überwindet. Durch den oktroyierten Bekenntniszwang zu bastardmodernen Werten wird Fußball exklusiv, belehrend und pseudopädagogisch. Der Glaube, die Fans antirassistisch, klimaneutral oder queer machen zu müssen, ist jedenfalls ein Auftrag, der sich in den meisten Fällen gegen den Fan richtet.

Champions-League-Sieger Paris Saint-Germain lässt sich im Umbau des Fußballs zur progressiven Gesellschaft nicht lumpen. Regelmäßig flattern Regenbogenbanner über dem Parc des Princes, wo der Club LGBTQ-Kampagnen mit Inbrunst unterstützt. Social-Media-Posts während des Pride-Monats im Juni feiern Vielfalt in pinkfarbenen Filtern, während der ›Equality Month‹ im März mit Workshops und Fan-Aktionen gegen Diskriminierung aufwartet. Der Verein rühmt sich zudem eines ›nachhaltigen‹ Trainingsgeländes in Poissy, des sogenannten Campus PSG, das für stolze 300 Millionen Euro aus dem Boden gestampft wurde: Solaranlagen, die Strom für die gesamte Anlage erzeugen, Recyclingstationen in jedem Winkel und ambitionierte CO₂-Reduktionsmaßnahmen wie Elektroflotten für den Trainerstab sollen den Club als ›eco-friendly‹ positionieren. Ergänzt wird das Engagement durch die Partnerschaft mit SOS Racisme, der größten französischen Anti-Rassismus-Organisation.

Um zu verstehen, wie verlogen das ist, muss man zum Champions-League-Finale 2025 zurück: Die Siegerehrung nach dem 5 : 0-Triumph über Inter Mailand verkam zu einer Mischung aus migrantischer Verwüstungsnacht und Machtdemonstration des Islamismus. Bevor die Spieler (noch immer mit Qatar Airways auf der Brust) den Henkelpott anfassen konnten, hob Investor Nasser Al-Khelaïfi ihn in die Luft, ein Mann, der eng mit der katarischen Herrscherfamilie Al Thani befreundet ist, die unter anderem die Muslimbruderschaft und die Hamas finanziell förderte und in Katar Oppositionelle verfolgte. Der PSG-Starstürmer Ousmane Dembélé (der mit den 350.000 Euro Wochengehalt) feierte den Sieg in Anwesenheit seiner verschleierten Frau, die neben Hijab

eine Coronamaske trug, sodass nur ihre Augen sichtbar waren. Zum krönenden Abschluss war da noch Khabib Nurmagomedov, tschetschenischer MMA-Superstar mit 40 Millionen Instagram-Followern und gestutztem Oberlippenbart: Er hatte am Morgen eine Story mit PSG-Trikot hochgeladen, ließ sich mit Al-Khelaïfi ablichten, suchte das Stadion auf, stürmte nach dem Sieg auf den Rasen und verweigerte der Moderatorin von *CBS Sports*, Kate Scott, den Handschlag, als diese ihn interviewen wollte.

In Paris, der Stadt des Turniersiegers, war der Kanter Sieg im Champions-League-Finale unterdessen Anlass, die Stadt in Brand zu setzen. Schon während des Spiels zogen Hunderte, teils verummte PSG-Fans los, zündeten Autos an, plünderten Boutiquen und griffen Polizei- sowie Feuerwehrkräfte an. Bei den Ausschreitungen starben zwei Personen, ein Polizist landete im Koma, die Beamten verhafteten mehr als 500 Personen in einer Nacht, über 700 Brände wurden registriert. Eine afroarabische PSG-Jugend brandschatzte und plünderte eine europäische Stadt auf beispiellose Art und Weise, weil ihr Verein die Champions League gewonnen hatte.

Die Szenen aus dem Stadion in München und den Straßen in Paris zeigen in ihrer Gleichzeitigkeit besonders deutlich, wie absurd die Green-, Pink- und Blackwashing-Kampagnen der Vereine sind: Während man progressive Werte nach außen wie eine Monstranz vor sich herträgt, akzeptiert man Vereins- und Fanstrukturen, die diesen diametral gegenüberstehen.

Dass die Randalierer in Paris palästinensische, marokkanische und algerische Flaggen schwenkten, war kein Zufall. Auch wenn sie einen französischen Geburtsort und Pass vorweisen könnten, mit den Werten Europas haben sie nichts gemein. Wie die Pariser Banlieue-Jugend zum digitalen ökologischen Fußabdruck, zur antirassistischen Sprachregelung und zu gelebten Schwulenrechten steht, ist ungeklärt. Böse Zungen sagen allerdings, dass es durchaus Widersprüche geben könnte.

Paris Saint-Germain ist dabei gewissermaßen zum Anziehungspunkt für die neue maghrebinisch-afrikanisch-arabische Jugend

Europas der Bastardmoderne geworden. Heute kann in jeder Großstadt von Berlin bis Brüssel beobachtet werden, wie sich muslimische Jugendliche in PSG-Trikots nebst Guccitaschen und Goldketten einkleiden. Der Verein, sein Kader, sein Sponsoring aus Katar stellen dabei ganz bewusst eine Anschlussfähigkeit her. Der moderne Fußball folgt Kapitalinteressen – nicht nur im Sinne katarischen Geldes und Luxus-Sponsorings, sondern auch im Sinne einer Magnetwirkung auf eine wachsende Schicht ›erlebnisorientierter‹ muslimischer Konsumenten, die nun ›Fans‹ sind.

Die Vereinsgeschichte PSGs macht dabei anschaulich, wie der Kontinent Europa sich binnen weniger Jahrzehnte gewandelt hat. Der Verein wurde 1970 gegründet, und schon damals war Paris multiethnisch. Die Fanbevölkerung war aber zu großen Teilen weiß und stammte aus der Arbeiter- und Mittelschicht. Eine der bedeutendsten Ultragruppen war die Kop of Boulogne. In den 1990er- und 2000er-Jahren rückte die Gruppierung zunehmend nach rechts, positionierte sich patriotisch und fiel mitunter durch pro-weiße und rassistische Gesänge auf. In Abgrenzung dazu gründete sich Virage Auteuil, eine promigrantische Fan-Gruppierung. Die beiden Lager lieferten sich gewalttätige Auseinandersetzungen. Nach der katarischen Übernahme 2011 zogen sich die weißen Kop of Boulogne-Fans weitgehend zurück. Konservativ orientierte Fans, die den Club als Ausdruck Pariser Identität sahen, klagen heute über eine tiefe Entfremdung. Die teuren Tickets und die Vermarktung als Luxusmarke haben lokale Fans, darunter viele aus der Arbeiterklasse, an den Rand gedrängt. Sie erkennen in dem Verein nicht mehr ihre Werte, ihre Stadt, ihre Identität.

Der moderne Fußball entfernt sich immer weiter von seinen Unterstützern. Früher feuerten Fans die Sportler ihrer Stadt, ihres Viertels und ihrer Schule an. Zwischen Kurve und Mannschaft entstand ein unzertrennliches Band, und die Losung war stets: »Der da auf dem Platz, das ist einer von uns.« Heute ist kaum ein Spieler im Kader europäischer Profimannschaften noch »einer von uns«. Der moderne Fußball kreiert Retortenclubs mit ›Multi-Club-

Ownerships«, Legionären und »Loan Armys«, bei denen nach jeder Saison der halbe Kader ersetzt wird und Spieler oft nur für ein bis zwei Spielzeiten bleiben, um Geld zu kassieren und sich für den nächsten Transfer zu bewerben. Selbst die Spieler aus der eigenen Jugend sind oft zuvor eingekauft worden. Die Spieler des bastard-modernen Fußballs sind zusammengewürfelt, entwurzelt, ohne Lokalbezug. Sie stammen aus gänzlich anderen Lebensrealitäten als die Ultras, die sie anfeuern.

Während der Fußball-EM 2024 in Deutschland sorgte eine Umfrage der ARD für Empörung: 21 Prozent der Deutschen gaben an, sich mehr weiße Nationalspieler in der DFB-Elf zu wünschen. Die Umfrage wurde als Beleg für Rassismus gewertet. DFB-Kapitän Joshua Kimmich nannte sie »absolut rassistisch« und »kontraproduktiv«, Nationaltrainer Julian Nagelsmann sprach von einer »Scheißumfrage«.

Ich habe lange darüber nachgedacht, die Entrüstung aber bis heute nicht verstanden. Dass Deutschland ein Einwanderungsland ist, sollte klar sein; dass dadurch auch Spieler mit Migrationshintergrund Deutschland repräsentieren, versteht sich von selbst. Doch verwundert es wirklich, dass der durchschnittliche deutsche Fan über 50, der mit Franz Beckenbauer, Mario Basler, Lothar Matthäus und Gerd Müller aufgewachsen ist, heute überfordert ist, wenn der Großteil der DFB-Auswahl eine andere Hautfarbe hat? Und offenkundig nicht deutsch-deutsch ist?

Der Kontext ist dabei entscheidend: Erstens ist der migrantische Umbau der deutschen Gesellschaft in den letzten 50 Jahren geschichtlich einmalig. Hier einzufordern, dass es keine Verstimmungen geben dürfe, wenn man plötzlich eine deutsche Mannschaft sieht, die immer mehr dem Bevölkerungsbild von Bamako gleicht, ist heuchlerisch. Zweitens braucht jeder Fan Identifikationsfiguren, die ihm ähneln, und das fällt deutschen Fans bei weißen Spielern leichter als bei nicht-weißen. Ohnehin scheint das Thema Hautfarbe ein rotes Tuch zu sein, doch wenn man schwarze Menschen fragt, wem sie nacheifern, sagen diese unisono, dass sie sich mit

Athleten ihrer Hautfarbe (etwa Michael Jordan, Usain Bolt, LeBron James oder Neymar) identifizieren. Warum soll das also bei Weißen kontrovers sein?

Drittens gibt es angesichts von Fällen wie Mesut Özil oder Antonio Rüdiger begründete Zweifel, ob sich jeder migrantische Nationalspieler wirklich mit Deutschland identifiziert und seine Werte verkörpern will. In Frankreich ist diese Entwicklung noch gravierender: Im 23-köpfigen EM-Kader standen nur fünf weiße Franzosen mit französischem Namen. Viele Nationalspieler machen aus ihrer Liebe zu ihren afrikanischen oder maghrebinischen Heimatländern ebenso wenig ein Geheimnis wie zu ihrer Verbundenheit mit dem Islam. Manche, darunter der Stürmer Karim Benzema, ließen sich mit islamistischen Predigern ablichten. In jedem Fall aber ist es begründet, dass man als Normalfan Zweifel hegen kann, ob die vielen nicht-weißen Spieler, die das eigene Land nun repräsentieren, sich auch wirklich mit Deutschland identifizieren. Tun sie oft genug eben nicht.

Während die modernen Profivereine mit Transfers aus aller Welt und die multiethnischen Nationalmannschaften einheimische Unterstützer vor Fragen stellen, bringt der globalisierte Fußballmarkt der Bastardmoderne, in dem Athleten über Kontinente hinweg gehandelt werden, absurde Blüten hervor: Aloys Nong, ein kamerunischer Nachwuchsspieler, wurde mit gefälschten Geburtsdaten nach Europa gebracht, um ihn bei OGC Nizza zu testen. Sein Agent forderte exorbitante Ablösesummen, die Nizza nicht zahlte, wodurch Nong ohne Vertrag blieb. Er und acht andere Jugendliche lebten in einer überfüllten Wohnung ohne ausreichende Verpflegung oder Kleidung. Silas Katomba Mvumpa, ein kongolesischer Spieler, der 2019 zum VfB Stuttgart wechselte, lebte jahrelang unter der falschen Identität Wamangituka. Sein Berater gab ihm falsche Dokumente, um ihn nach Europa zu schleusen. Der VfB sprach 2021 von »Menschenhandel«, da Silas' wahre Identität manipuliert worden sei, um Transfers ohne Ausbildungsentschädigung zu ermöglichen. Youssoufa Moukoko, einst Wunderkind, schoss mit

12 Jahren für Borussia Dortmunds Jugendmannschaften Tore am Fließband und debütierte mit 16 Jahren als jüngster Spieler in der Bundesliga. Später stellte sich heraus, dass er in Kamerun nicht im Jahr 2004, sondern 2000 geboren wurde. Die Geburtsurkunde soll von seinem Vater und Agenten manipuliert worden sein, um FIFA-Transferregeln zu umgehen und seinen Marktwert zu steigern.

Es gibt etliche weitere Beispiele, die dokumentieren, wie die Talentrekrutierung, insbesondere in Afrika, dazu führt, dass sich eine menschenhandelsgleiche Praxis etabliert, bei der Hängebauch-Scouts junge kulturfremde Sportler unter falschen Versprechungen nach Europa locken, sie in Abhängigkeitsverhältnisse zwingen und zu Legionären von Profivereinen machen. All dies läuft unter Euphemismen wie ›Global Talent Recruitment‹, das nicht nur die Heimatländer ihrer Talente beraubt, sondern auch das Wesen europäischer Vereine verändert. Die Ligen werden zu Sammelbecken von global gehandelten Teenagern ohne Bezug zu ihren Vereinen.

Am Ende mündet das in mitunter unglaubliche Momentaufnahmen: Die Startaufstellung des AS Monaco, immerhin europäisches Fürstentum, bestand im November 2025 aus Salisu (Ghana), Teze (Niederlande mit nigerianischen Wurzeln), Ouattara (Frankreich mit burkinischen Wurzeln), Coulibaly (Frankreich mit malischen Wurzeln), Zakaria (Schweiz mit südsudanesischen und kongolesischen Wurzeln), Diatta (Senegal), Ansu Fati (Spanien mit guinea-bissauischen Wurzeln), Akliouche (Frankreich mit algerischen Wurzeln) und Ilenikhena (Nigeria) – die übrigen zwei Spieler waren Kehler (aus Deutschland) und Hrádecký (aus Finnland). Beim Club aus Monaco standen also kein Monegasse, kein ethnischer Franzose und nur zwei weiße Spieler in der Startelf. Komplettiert wurde die Truppe von einer Bank mit Spielern aus Brasilien, Russland, Japan, Dänemark, Senegal, Guinea-Bissau, Schweiz und Frankreich, wobei der Schweizer und zwei Franzosen allesamt afrikanische Wurzeln hatten. Monaco gewann das Spiel mit 4 : 1.

*

Ein paar weitere Bestandsaufnahmen des Bastardfußballs gefällig? Der Deutsche Fußballbund zerstückelt Spieltage immer weiter, um möglichst viel TV-Gelder einzuheimsen, während Fans unter einer grotesken Planung der Spieltage leiden, die mit dem Arbeits- und Familienleben kollidieren. Inzwischen fallen Spieltage der ersten und zweiten Liga auf fünf verschiedene Termine an drei unterschiedlichen Tagen.

In einem Kölner Keller kalibriert ein Videoschiedsrichter eine Abseitslinie nach vierminütiger Spielpause, und ein bereits bejubeltes Tor wird zurückgenommen.

Der Vorverkauf für das Finale der Fußball-Weltmeisterschaft im MetLife Stadium in New York startet mit Preisen zwischen 8.934 Dollar (Sitzrang 315) und 18.910 Dollar (Sitzrang 214). Für die WM 2026 hat die FIFA auch ein ›Pride Match‹ angesetzt, also ein Spiel im Zeichen von LGBTQ-Rechten, das von Ägypten (also dem Land, das Massenverhaftungen von Personen durchführt, die Regenbogenflaggen schwenken) und dem Iran (also einem Land, in dem für Homosexualität die Todesstrafe droht) ausgetragen wird.

Werbung von Emirates flackert durch die Münchener Allianz Arena. Auf LED-Tafeln der Bundesliga sind Slogans von Mega Casino World, einem Online-Casino mit Sitz in Bangladesch und Bangkok, zu sehen. Die MBC Group aus Saudi-Arabien wirbt in den Stadien von Werder Bremen und Borussia Dortmund.

Es hat sich eine Funktionärsklasse bei FIFA und UEFA etabliert, die für Korruption, Käuflichkeit, Kungelei und womöglich kriminelle Machenschaften steht. Sepp Blatter und Michel Platini, der FIFA-Ex-Chef und sein UEFA-Pendant, landeten 2025 vor einem Schweizer Gericht, wo eine mysteriöse Zahlung von zwei Millionen Franken verhandelt wurde. Offiziell ging es um eine verspätete Beratungsvergütung, doch die Anklage sah darin schlichten Betrug. Zwar wurden Platini und Blatter im März 2025 freigesprochen, doch das Urteil offenbarte wahre Abgründe bei FIFA und UEFA. Kritiker werfen der FIFA vor, dass der Verband unter Präsident Gianni Infantino nicht sauberer, sondern undurchsichtiger geworden ist.

Geldwäsche, Vetternwirtschaft und politische Einflussnahme sowie Intrigen, die von gezinkten Turniervergaben bis zu Dokumentenfälschungen reichen, gehören weiterhin zum System.

Der Fußball der Late-Stage-BRD macht mobil gegen die politische Rechte: Angeführt vom ehemaligen SC Freiburg-Trainer Christian Streich schlossen sich Clubs und Profis den landesweiten Protesten im Januar 2024 an, als ganz Deutschland auf die Straßen ging, weil man wegen einer journalistisch dünnen »Correctiv«-Recherche zu einer angeblichen »Remigrationskonferenz« rechter Politiker, Aktivisten und Unternehmer in Potsdam die Wiederkehr des NS-Regimes gekommen sah. »Wer jetzt nicht aufsteht, der hat nichts verstanden. ... Es ist fünf Minuten vor zwölf«, sagte der Trainer. »Wer jetzt nichts tut, hat in der Schule und in Geschichte nichts verstanden.« In Gremien des FC Bayern München und TSG Hoffenheim sind Politiker der AfD nicht willkommen, und selbst der FC Bundestag, eine Hobbytruppe von Parlamentspolitikern, die zusammen kickt, weigert sich, AfD-Politiker mitspielen zu lassen.

*

Als normaler Durchschnittsfan denke ich heute: Berlin ist nicht Paris, PSG nicht die Hertha – und doch vereinen beide auf unterschiedliche Art und Weise Auswüchse, die den modernen Fußball zu einem Bastard machen: maximale Kommerzialisierung, Entfremdung von den Fans, eine Absage an Lokalidentitäten, die Bejahung von globalisierten Transferlogiken und linksprogressiver missionarischer Eifer, der in Wirklichkeit maximal heuchlerisch ist. Dennoch fiebere ich noch heute mit Hertha BSC, mit dem politisch korrekten Fabian Reese und seinen angemalten Fingernägeln, mit dem nächsten Coach im Karussell, Stefan Leitl, und dem Sportdirektor Benjamin Weber, mit den Berliner Eigengewächsen Kenneth Eichhorn, Linus Gechter und Julian Eitschberger, mit den Harlekins, mit Frank Zander und der »Nur nach Hause«-Hymne, mit dem Uhlandeck und dem Westend, mit der Akademie und der Zweiten Mannschaft, mit diesem Team, das sich seit Jahren zurückkämpfen will, bei der aber immer wieder der nächste

Rückschlag zu erwarten ist. Dieses Jahr, so viel ist sicher, werden wir aufsteigen.

Gleichwohl hat der moderne Bastardfußball mich von meinem Verein und der Sportart entfremdet. Mit dem modernen Fußball, das denke ich heute, ist es ein wenig wie mit der modernen Architektur: Obwohl jeder Mensch Fachwerkhäuser, gotische Kirchen und ornamentverzierte Klingelschilder aus vergangenen Zeiten ästhetischer, wahrhaftiger und schöner findet, werden sie heute nicht mehr gebaut. Stattdessen sind die meisten europäischen Städte heute geprägt durch einen standardisierten, minimalistischen, charakterlosen und angepassten modernen Architekturstil. Man fragt sich, warum wir nun etwas haben, was wir nie wollten, und was wir auch nicht besser finden als das, was wir früher hatten? So ist es auch beim Fußball.

Jedes Mal, wenn ich heutzutage bei Wintertemperaturen im Berliner Olympiastadion sitze, in eine Bratwurst ohne Geschmack beiße, an einem alkoholschwachen Bier im Plastikbecher nippe, steigt ein großes »Wozu?« in mir auf. Wozu das alles? Für wen vergießt du dein Herzblut, für wen gibst du Geld und Zeit aus?

Die Antwort darauf werde ich auch in diesem Jahr schuldig bleiben.

VI. ZIVIL/RELIGIÖS

Was haben Hella von Sinnen, Hape Kerkeling, Thomas Hitzlsperger, Alfred Biolek und Guido Westerwelle gemeinsam? Was verbindet George Michael, Martina Navratilova, Ellen DeGeneres und Elton John? Richtig, sie alle sind homosexuell.

Sie alle waren oder sind Popstars, Spitzensportler, Entertainer und Politiker, die für das Aufwachsen eines Millennials zwischen MTV, Yam! und Beepworld-Homepage prägend wurden. Sie standen auf Bühnen, moderierten Sendungen, triumphierten bei Sportturnieren, verabschiedeten Gesetze und gewannen Auszeichnungen. Sie sind geoutete Schwule und Lesben und wurden – vermutlich nach einem beschwerlichen Weg – Teil einer Gesellschaft, die sich tolerant gegenüber alternativen Lebens- und Liebesentwürfen zeigt. Lang bevor es Ausdrücke wie ›queer‹ oder ›LGBTQ‹ gab, wurden sie zu Aushängeschildern schwulen und lesbischen Lebens, wie es heute so schön heißt.

War es in der Nachkriegszeit und in späteren Jahrzehnten Sittenbruch und mitunter hingeworfener Fehdehandschuh, sich zur Liebe zum gleichen Geschlecht zu bekennen, wuchs die Generation der in den 1990er-Jahren Geborenen mit Homosexualität auf. Die Akzeptanz für Schwule und Lesben wurde selbstverständlich, aus verschiedensten Gründen: Die katholische und evangelische Kirche verloren ihre Bindungskraft, traditionelle familiäre Strukturen mit linearen Lebensentwürfen (Schule – Studium – Frau – Kind) brachen auf, die Globalisierung und die Digitalisierung brachte den Kampf für Schwulen- und Lesbenrechte aus den USA nach Europa. Ohnehin war es in einer liberalen Gesellschaft en vogue geworden, sich für gleiche Rechte von Minderheiten stark zu machen. Wer wollte nicht dazugehören? Wer wollte noch den reaktionären Sittenwächter geben?

Ein Vierteljahrhundert später ist es Zeit für ein »Ich bin ja nicht homophob, aber...« Und dieses »aber«, eigentlich Ausdruck einer

Abwehrformel, die nicht dagegen sein will, aber doch dagegen ist, ist hier ernst gemeint. Das »aber« gilt der außer Kontrolle geratenen Bekenntnispflicht zur Regenbogengesellschaft, die alle Ebenen, Schichten, Milieus und Altersstufen durchdringt, und heute nicht weniger als einen Kult darstellt, der zur Zivilreligion schlechthin im Westen aufgestiegen ist.

Heute hängt die Regenbogenflagge vor dem Porsche-Werk in Hamburg und vor der Zentrale der Lufthansa, man hisst sie vor den Türmen der Deutschen Bank in Frankfurt und vor dem Daimlerwerk in Stuttgart. Sie weht vor dem REWE-Supermarkt im brandenburgischen Teltow und ziert südpfälzische Penny-Filialen in Schweigen-Rechtenbach, wo Winzer malochen, deren Mundart so tief in der Provinz verwurzelt ist wie die knorrige Wurzel der Rieslingrebe – und die nun beim Einkauf zu Regenbogenjüngern erzogen werden sollen. Die bunten Fahnen betreffen dabei nicht nur die Außenverkleidung der Supermärkte, sondern auch Produktpaletten, die von Gummibärchen bis zu Socken reichen.

Apropos Produkte: Im Pride-Monat im Juni verwandelt sich die Welt der Marken in ein regenbogenfarbenes Potpourri, in dem das Chanel-Logo plötzlich in bunten Farben erstrahlt, während auch Starbucks' grüner Sirene ein Regenbogen verordnet wird, als wollte der morgendliche Filterkaffee selbst in einem Wasserfarbentasten aufgebriht werden. Calvin Klein verkauft Unterwäsche in Regenbogenfarben, es gibt regenbogenfarbene Doritos-Chips (!) und Fertigsandwiches (!!). Die Regenbogenflagge weht vor dem Präsidium der Berliner Polizei, vor dem Auswärtigen Amt, am Berliner Hauptbahnhof. Sie schmückt die Kapitänsbinde von Bundesligaver-einen und erstrahlt auf der Münchner Allianz Arena. Sie ziert Zebra-streifen deutscher Innenstädte wie in Mainz, Nürnberg oder Hilden, und hängt vor Kirchen, wo sie wie der stoffgewordene Katechismus des 21. Jahrhunderts wirkt. L'Oréal verkauft Lippenstifte, ursprünglich in Rouge und Pink, in einer Pride-Palette, daneben steht im Drogeriemarkt die Mundspülung von Listerine, die auch mit einem Regenbogen-Look aufwartet. Und diese

Aufzählung wäre nicht absurd genug, wenn es nicht auch ernsthaft Regenbogen-Toilettenpapier von Gnarly Rolls & Streamers gäbe, das den Toilettengang in ein queeres Spektakel verwandelt. Die bastardmoderne Losung ›bunt statt braun‹ erhält hier eine gänzlich neue Bedeutung.

Die Regenbogenflagge, einst als Emblem der Befreiung homosexueller Menschen von gesellschaftlicher Unterdrückung geschaffen, ist heute zu einem Symbol der Bastardmoderne geworden. »Die Regenbogenfahne steht dafür, wie wir leben wollen – mit Respekt füreinander und ohne Diskriminierung«, sagte der frühere Regierungssprecher Steffen Seibert. Dabei steht sie heute für moralische Befehlsformeln und leistet gesellschaftlicher Ächtung Vorschub. Wer die Omnipräsenz der Flagge an Regierungsgebäuden und Konzernzentralen, im Alltag und Stadtbild sieht, muss skeptisch werden, weil sie längst zum Symbol eines anhaltenden kollektiven Ausnahmezustands geworden ist, und sich dabei der Gedanke aufdrängt, dass es gar nicht mehr um gleiche Rechte für gleichgeschlechtliche Liebe gehen kann. Vielmehr stellt die Regenbogenflagge eine Art unsichtbares Band dar, das um verschiedenste Gesellschaftsschichten gespannt wird, im Glauben, alle hinter diesem einen heiligen Anliegen zu vereinen.

Die Regenbogenwerdung der bastardmodernen Gesellschaft muss aber auch deshalb kritisch betrachtet werden, weil die Flagge inzwischen über das rein Zivilreligiöse hinausgeht und eine Ideologie umarmt, die Kinder in vorzeitige Krisen stürzt, biologische Fakten leugnet und eine Kultur der Konformität schafft, die Abweichler als Feinde brandmarkt. Und damit sind wir beim Thema der Transideologie, die im Gegensatz zu Homosexualität nicht sexuelle Begierde betrifft, sondern ›geschlechtliche Identität‹ neu definiert.

Dazu muss man wissen: Die Regenbogenflagge, über die ich hier schreibe, ist in der Bastardmoderne in progressiven Kreisen nicht mehr ›State of the Art‹. In den vergangenen zehn Jahren etablierten LGBTQ-Kreise stattdessen die ›Progress Pride‹-Flagge. Diese Weiterentwicklung der Regenbogenflagge soll auch Asexuelle, braune

Menschen, Intersex-Personen und Transpersonen einschließen. Prompt kamen zu den sechs klassischen Regenbogenfarben zusätzliche Streifen und ein Pfeil am linken Rand hinzu, dazu Transfarben (rosa-hellblau) und Braun- sowie Schwarztöne. Die Flagge geht auf Daniel Quasar zurück, einen queeren, non-binären Designer und Aktivisten aus Portland, Oregon mit den Pronomen »they/ze/xe«, der die vermutlich hässlichste Fahne der Welt schuf – und mit dem symbolischen Akt ganz nebenbei zeigte, wie Ideologen eine Bewegung kapern.

Transpersonen haben rein gar nichts mit Schwulen und Lesben gemein, sondern behaupten, mit dem falschen Geschlecht geboren zu sein. Männer fühlen sich als Frauen, Frauen als Männer; damit einher gehen Leidenswege von Hormontherapien bis zu Operationen. Während der Regenbogen einst das sexuelle Begehren nach Personen gleichen Geschlechts bedeutete, verkam er nun zum Einflussbereich von Personen, die eine andere geschlechtliche Identität wollten. Transpersonen erhoben Anspruch auf medizinische Behandlung, auf Neopronomen sowie auf die richtige Ansprache mit ihren neuen Vornamen. Und: Sie pochen auf ›Sichtbarkeit‹.

Schnell entbrannte ein Kulturkampf, denn sowohl feministische als auch konservative Kreise lehnten ab, dass eine radikale Minderheit Forderungen durchsetzt, die die biologische Realität leugnen. Feministische Strömungen sahen darin einen Kreuzzug gegen die Weiblichkeit und sich in ihren geschlechtsspezifischen Räumen – Umkleidekabinen, weiblichen Sportwettkämpfen, Frauenhäusern oder Gefängnissen – bedroht. Konservative beharrten darauf, dass Geschlechtlichkeit nicht frei wählbar ist und geistige Krankheiten nicht normalisiert werden dürften. Geschlechtsdysphorie, also das Unbehagen mit dem biologischen Geschlecht, die bei Transmenschen im ersten Schritt diagnostiziert wird, galt lange als seltene psychische Störung, die vor allem junge Männer betraf und mit tiefem Leid einherging. Bis 2019 war Geschlechtsdysphorie im ICD-10 als geistige Krankheit katalogisiert. Mit dem Einzug der Transideologie ist aus einer realen Diagnose willkürliche Selbstver-

ortung geworden. Und plötzlich soll in Abrede gestellt werden, dass Menschen überhaupt biologisch determiniert sind.

Diese geschlechtliche Determination ist eigentlich trivial: Es gibt Männer mit Penis, Hoden und Hodensack sowie Frauen mit Vagina, Klitoris, Gebärmutter und Eileitern. Biologisch haben Frauen zwei X-Chromosomen (XX), Männer ein X- und ein Y-Chromosom (XY). Der Penis erlaubt es Männern, nicht nur zu pinkeln, sondern ist auch zentral für die Fortpflanzung: Spermien wandern aus dem Hodensack, wo sie in Hoden produziert werden, in den Penis, der diese ejakuliert. In den Hoden wird auch Testosteron hergestellt, das Männer mit mehr Muskeln und Haaren, einer tieferen Stimme und einer Körperform mit breiten Schultern ausstattet. Bei Frauen produzieren die Eierstöcke das Hormon Östrogen. Es formt die typisch weibliche Körperform mit breiteren Hüften, die eine Geburt erleichtern, und steuert den monatlichen Zyklus: Etwa alle 28 Tage reift ein Ei heran und wird freigesetzt. Wird es befruchtet, nistet es sich in der Gebärmutter ein und entwickelt sich dort zum Embryo. Frauen haben ausgeprägtere Brustformen, aber dünnere Stimmen. Sie sind zierlicher und von Natur aus mit weniger Muskeln ausgestattet.

Die hier skizzierte menschliche Binarität mag in allerhand verschiedenen persönlichen Ausprägungen existieren – androgyne Typen, burschikose Frauen, Mischformen und Prototypen –, aber dies ändert nichts daran, dass es nur zwei Geschlechter gibt – und es schlichtweg unmöglich ist, ›sein Geschlecht zu wechseln‹. Allein durch die Infragestellung des vorherigen Absatz, der wie Mittelstufen-Biologieunterricht klingt, erweist sich die Bastardmoderne als eine postfaktische Epoche, in der Selbstverständliches nicht mehr selbstverständlich ist.

›Trans‹ jedenfalls leugnet diese biologischen Realitäten, ist aber zum festen (und vielleicht lautesten) Bestandteil der progressiven Zivilreligion geworden. Inzwischen ist ›Trans‹ ein von TikTok- und queeren Influencern angetriebener Jugendtrend, der von Experten als ›soziale Ansteckung‹ beschrieben wird. In einer Studie der Ärztin und Wissenschaftlerin Lisa Littman aus dem Jahr 2018,

die 256 Eltern befragte, schilderten 62,5 Prozent, wie ihr Kind trans wurde, nachdem Freunde die gleiche Diagnose-Idee hatten, und 86,7 Prozent berichten, dass die Identifikation als ›trans‹ nach intensiver Exposition gegenüber Inhalten auf Social Media geschah. »Es ist in bestimmten Szenen hip, trans zu sein. Und davon fühlen sich in allererster Linie weibliche Jugendliche angesprochen, die einen sexualitätsbezogenen inneren Konflikt haben oder unter den gesellschaftlichen Rollenklischees oder Schönheitsidealen leiden«, sagte der Jugendpsychiater Alexander Korte, der sich auf das Thema spezialisiert hat, der *taz*. »Trans ist offensichtlich eine neuartige Identifikationsschablone, für die es einen gesellschaftlichen Empfangsraum gibt.«

Die Kritik an jener Strömung glich lange im öffentlichen Diskurs einer Selbstexekution. Der oben zitierte Wissenschaftler Korte sah sich nach seinem *taz*-Interview mit wüsten Beschimpfungen und Anschwärmungsversuchen bei seinem Arbeitgeber, der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Ludwig-Maximilians-Universität München, konfrontiert. Wissenschaftlerinnen wie die Biologin Marie-Luise Vollbrecht werden bis heute wegen ihrer Vorträge über Zweigeschlechtlichkeit bedroht, ihre Veranstaltungen abgesagt, ihre akademischen Karrieren sabotiert – und sie selbst vom ZDF-Fernsehclown Jan Böhmermann zum Gegenstand einer ganzen *Magazin Royale*-Sendung gemacht. Die transkritische Autorin und Journalistin Abigail Shrier schrieb: »Ich wusste, dass es einen Backlash geben würde, aber ich habe nicht mit dem Ausmaß an Hass gerechnet, mit den Forderungen, mein Buch zu verbieten, den Todesdrohungen und den Doxxing-Versuchen.« Die Harry-Potter-Autorin J. K. Rowling formulierte in einem Essay auf ihrer Website die Reaktionen auf transkritische Beiträge wie folgt: »Sofort schwärmen Aktivist:innen, die offensichtlich glauben, gute, freundliche und progressive Menschen zu sein, in meine Timeline, nehmen sich das Recht, meine Meinungen der Polizei zu melden, mich mit misogynen Schimpfwörtern zu belegen und vor allem – wie jede Frau in dieser Debatte weiß – TERF zu nennen.«

TERF ist dabei ein ganz besonders hübsches Wort der Bastardmoderne. Es steht für ›transausschließende Radikalfeministinnen‹ und gilt in linksprogressiven Kreisen als übelste Beleidigung (fast so schlimm wie ›Deadnaming‹). Wer es wagt, über biologische Realität und die Konsequenzen der Transideologie für die Gesellschaft zu sprechen, gibt für gewisse Kreise das ultimative Feindbild ab. Es ist auch kein Zufall, dass es in den USA bereits mehrere Amokschützen gab, die direkt oder indirekt von der Queer- und Transideologie beeinflusst waren.

Eine der absurdesten True-Crime-Geschichten der Bastardmoderne wurde indes im August 2024 publik: Hilton Henrico G., ein abgelehnter Asylbewerber aus Südafrika, der eigentlich Mann ist, sich aber als Frau identifiziert, rammte einem syrischen Wachmann in Potsdam ein Messer in den Leib; der Wächter verstarb. Später kam heraus: Dank bürokratischer Schlampereien von Ausländerbehörden konnte Hilton G. drei Jahre lang in Deutschland bleiben, wo er 18 Polizeieinträge sammelte und fünfmal die Asylunterkunft wechselte. Nur wenige Stunden nach der Tat spazierte er freiwillig zur Polizei, aber nicht, um die blutige Tat zu gestehen, sondern um einen Supermarkt-Mitarbeiter anzuzeigen, der ihn angeblich ›misgender‹ hatte, also seinen neuen Namen und seine neuen Pronomen ignoriert hatte. Zur Untersuchungshaft kam G., der sich mittlerweile »Cleopatra« nannte, in ein Frauengefängnis, wo er Medienberichten zufolge Heizungsrohre durch die Zimmer fliegen ließ, Insassinnen mit Mord drohte und sogar sein erigiertes Glied vor den JVA-Wächterinnen entblößte. Schließlich wurde Hilton Henrico G. in einen Männerknast verlegt. Doch das hinderte den Linken-Politiker Ferat Koçak aus Neukölln nicht, eine Petition namens »Justice for Cleo« zu starten, die den mutmaßlichen Killer zurück ins Frauengefängnis befördern sollte. Der Protest Koçaks, der unter einer Regenbogen- und Transfahne stattfand, war zivilgesellschaftlich eingebettet und durch steuerfinanzierte NGOs unterstützt, nützte aber nichts: Das Gericht verurteilte »Cleopatra« zu einer Haftstrafe von 12 Jahren und 8 Monaten – im Männergefängnis.

Im Sport offenbart sich die Transideologie als brutale Ungerechtigkeit: Biologische Männer, die sich als Frauen identifizieren, treten in Frauendisziplinen an und dominieren, weil sie größeres Lungenvolumen, stärkere Körper, mehr Muskelmasse besitzen. Fälle wie derjenige der Schwimmerin Lia Thomas, die zwischen 2019 und 2022 an US-Universitäten Rekorde brach und Medailen gewann, der MMA-Kämpferin Fallon Fox, die 2013 und 2014 Gegnerinnen schwer verletzte, der Leichtathletin CeCé Telfer, die 2019 den NCAA-Titel holte, oder der Gewichtheberin Laurel Hubbard, die 2021 bei den Olympischen Spielen antrat, zeigen, dass die Ideologie reale Konsequenzen für den Frauensport hat. Tennislegende Martina Navratilova nannte den Einzug von Transaktivisten in weibliche Disziplinen »verrückt« und »Betrug«. Riley Gaines, die Schwimmerin, die gegen Lia Thomas antreten musste, warnte: »Bei der Frage der Transathleten in Frauen-Sportarten geht es um nicht weniger als um Fairness, Sicherheit und die Integrität des weiblichen Sports.«

Die Operationen, die Trans-Teenagern als Geschlechtsumwandlung angepriesen werden, sind allerdings nichts anderes als chirurgische Demontagen jugendlicher Körper. Bei Männern wird der Penis aufgeschnitten und das Gewebe zu einer Neovagina umgeformt. Es entsteht eine offene Wunde, die täglich mit Dilatoren geweitet werden muss, oft begleitet von Infektionen, Gewebnekrosen, üblen Gerüchen und dem Verlust jeglicher sexuellen Empfindsamkeit. Frauen unterziehen sich Mastektomien, bei denen Ärzte Brüste amputieren. Auf diesen Eingriff folgt nicht selten die Konstruktion eines Phallus aus Oberschenkel- oder Unterarmhaut, der weder natürlich erigiert noch sexuelle Lust empfindet. All diese Eingriffe hinterlassen lebenslange Narben. Pubertätsblocker und Hormontherapien, die Jugendlichen verschrieben werden, können das Wachstum von Gewebe stoppen, Knochenbrüchigkeit verursachen, die Kognition beeinträchtigen und unter Umständen unfruchtbar machen. Länder wie Finnland und Schweden schränken deshalb die Hormonmittel ein oder verboten sie gänzlich. Die

medizinische Behandlung von Transpersonen, meist im Teenager-Alter, gleicht in jedem Fall einer Mischung aus Medizincocktail, Verstümmelung und ärztlich induziertem Leid.

Trotz all dieser kranken Auswüchse lässt sich die Transideologie nicht mehr von der Regenbogenfahne trennen. Spätestens mit der Etablierung des Sammelbegriffs ›queer‹, der für alles in Abkehr zu Heterosexualität und -normativität steht, verschmolzen bunte Fahne und gefährliche Ideologie: Wer heute Queer- oder LGBTQ-Ansprechperson ist, verpflichtet sich, nicht nur Lesben- und Schwulenrechte zu schützen, sondern sich zur Transideologie zu bekennen.

Inzwischen füllt eine wahre Flut von Gedenktagen, Feierwochen und Erinnerungsmonaten für jedwede sexuelle und geschlechtliche Minderheit, die Hochämtern des Sektierertums gleichen, den Kalender der LGBTQ-Gemeinde. Im Mai wird etwa der ›IDAHO-BIT‹-Tag gefeiert, was nichts mit *Herr der Ringe* zu tun hat, sondern für den ›Internationalen Tag gegen Homophobie, Biphobie und Transphobie‹ (17. Mai) steht und inzwischen unter anderem von der Europäischen Union öffentlich zelebriert wird. Auf diesen folgt der ›Tag für Agender-Personen‹ am 19. Mai, der ›Harvey-Milk-Tag‹ am 22. Mai und der ›Tag der Bewusstseins-schaffung für Pansexuelle und Panromantische‹ am 25. Wer es durch den Mai geschafft hat, den erwartet im Juni der ›Pride Month‹, bei dem nicht nur alles regenbogenfarbig wird, sondern die Community auch noch separat einen ›Stonewall-Tag‹ am 23. Juni und einen ›Internationalen Tag der Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transgender und Queer-Personen (LGBTIQ-Tag)‹ am 28. Juni feiert. Im September gibt es eine ›Awareness-Woche für Bisexuelle‹ vom 16. bis 23., an die nahtlos der ›Tag der Feier der Bisexualität‹ am 23. September anschließt. Der Oktober ist nicht nur als gesamter Monat der Geschichte der LGBTIQ-Community gewidmet, sondern wartet zusätzlich mit einem ›Internationalen Lesben-Tag‹ am 8. Oktober, einem ›Nationalen Coming-Out-Tag‹ am 11. Oktober, einer ›Woche der Sichtbarkeit für geschlechterfluide Personen‹ vom 17. bis 24.

Oktober, einem ›Internationalen Pronomen-Tag‹ am 19. Oktober und einer ›Woche der Bewusstseins-schaffung für Asexuelle‹ vom 23. bis 29. Oktober auf. Der November hingegen wird als ›Monat der Trans-Bewusstseins-schaffung‹ gefeiert, ergänzt durch einen ›Tag für Trans-Eltern‹ am 5. November, einen ›Tag des Gedenkens an Intersexuelle‹ am 8. November und einen ›Tag des Gedenkens an Transgender-Opfer‹ am 20. November.

Mit der Regenbogenflagge, ihrer Queer-Ideologie und der Transbewegung halten jedoch zunehmend auch Fetische, erotische Vorlieben und eine schleichende Sexualisierung von Kindern Einzug in den Alltag. Die ›Vielfalt sexueller Orientierungen‹, einschließlich spezieller Praktiken, Stellungen und Befriedigungsformen, wird teils zu verpflichtendem Lehrstoff in Schulen und Kindergärten, verpackt als harmlose ›Akzeptanz von Vielfalt‹. Kinder werden aufgefordert, über ›Lieblingsstellungen‹ nachzudenken oder Rollenspiele zu proben. Die Stadt Schwäbisch Hall etwa hat für ihre Kindertagesstätten ein sexualpädagogisches Konzept entwickelt, das »das Bedürfnis nach Geborgenheit, Zärtlichkeit, sinnlicher Nähe und die Lust am eigenen Körper« bei Kleinstkindern bis sechs Jahren in den Vordergrund rückt.

Besonders absurd mutet diese verfrühte Sexualkunde der Bastardmoderne an, wenn Dragqueens vor Kindern auftreten. Solche Veranstaltungen fanden in den letzten Jahren immer häufiger statt und wurden von staatlichen Stellen im Namen der Toleranz gefördert. Dragqueens sind übertrieben feminine Kunstfiguren biologischer Männer, mit Namen wie »Tessa Testicle«, »Kitty Horrorpops« oder »Jurassica Parker«. Überschminkt, glitzernd, mit Federboas und Regenbogenfahnen ausgestattet, performen diese sexualisierten Figuren in der Bastardmoderne in Bibliotheken, Schulen oder Kindergärten. Ein besonders krasser Fall: Jurassica Parker sprach bei Jan Böhmermann, ARD, ZDF und etlichen weiteren Medien über Queerness und Toleranz, trat sogar als Diversitätsbotschafterin bei der Berliner Polizei auf, und wurde eine Art Dragqueen-Ikone. 2025 verurteilte ein Berliner Gericht sie wegen Kinderpornografie.

Dass ausgerechnet solche Regenbogen-Rolemodels die sexuelle Entwicklung von Klein- und Schulkindern beeinflussen sollen, wirft Fragen auf. Und ist womöglich kein Zufall.

Denn bei der Kölner Pride 2021 marschierten ›Minor Attracted Persons‹, also Pädophile, mit eigenen Flaggen unter dem Regenbogen-Dach mit. In Berlin scheiterte 2022 eine geplante LGBTQ-Kita erst, als bekannt wurde, dass Rüdiger Lautmann, Autor von *Die Lust am Kind* und Verfechter der Straffreiheit für Pädophilie, im Vorstand der Kindertagesstätte sitzen sollte. In der Bundesrepublik normalisieren geförderte Jugendmagazine inzwischen Windelfetische als ›Freiheit‹, und queere Influencer-Kinder wie Juliana Gleißenberg treten in Veranstaltungsorten wie dem Haus Roissy auf, wo BDSM-Workshops zu Praktiken der Dominanz und Unterwerfung in Käfigen und an Kreuzen stattfinden. So dringt unter dem Deckmantel von Akzeptanz eine schleichende Grenzüberschreitung in die Welt der Kinder ein.

An diesen durch und durch degenerierten Praktiken wird aber auch deutlich, dass die regenbogenbunte Zivilreligion in der Bastardmoderne auf einen brutalen Zielkonflikt hinausläuft: Sie kollidiert mit der Migrationsgesellschaft, die Millionen nach Europa eingewanderter muslimischer Männer umfasst und Fremdland ausmacht. Diese halten rein gar nichts von der Buntwerdung ihres Umfelds oder der Indoktrination ihrer Kinder: Dort gilt Sex zwischen Männern als haram, und manch einer der hiesigen Neubürger stammt aus Ländern, in denen der kalendarische ›Coming Out Day‹ baumelnd am Kran oder gesteinigt im Erdloch endet.

Dabei unterscheidet sich auch die Konfliktlösung maßgeblich: Während Katholiken und Konservative sich mürrisch, aber konflikt scheu und zunehmend machtlos ob bunter Farben im Alltagsleben zeigen, verweigern Großfamilien aus Tschetschenien, Afghanistan oder Libanon schlichtweg ›Queerness‹. Fälle aus Münster, Bremen, Herford und die Polizeimeldungen aus den üblichen Berliner Bezirken zeigen regelmäßig, dass migrantische Gewalt gegen LGBTQ-Personen real ist. Die Gesellschaft der Bastardmoderne

wird sich auf Dauer zwischen migrantisch-bunter und LGBTQ-bunter Gesellschaft entscheiden müssen. Beides aber wird nicht koexistieren. LGBTQ-Kitas werden sich in immer migrantischeren Stadtteilen, so die vorsichtige Prognose nach einer Angebot-Nachfrage-Analyse, nicht durchsetzen.

Trotz dieser unauflösbaren Widersprüche hat sich die ›Progressive Pride‹-Flagge, der Regenbogenkult samt Queer- und Transideologie, mittlerweile in der politischen Mitte etabliert. Im November 2024 trat das Selbstbestimmungsgesetz in Kraft; ein Prestigeprojekt der Ampelkoalition aus SPD, Grünen und FDP. Es ersetzte das alte Transsexuellengesetz und ermöglicht Personen ab 14 Jahren, Geschlechtseintrag und Vornamen per simpler Erklärung beim Standesamt zu ändern, ohne medizinische Gutachten oder psychiatrische Prüfungen, die zuvor eine tatsächliche Dysphorie feststellen.

In einer der schönsten Farcen der Bastardmoderne nutzte Sven Liebich, Staatsdelegitimierer mit Neonazi-Vergangenheit aus Halle, das Selbstbestimmungsgesetz der Ampelkoalition, um die Bundesrepublik meisterhaft an der Nase herumzuführen. Ende 2024 beantragte der Hallenser per simpler Erklärung beim Standesamt die Änderung seines Geschlechtseintrags von männlich zu weiblich und seines Vornamens zu Marla-Svenja. Die Behörden genehmigten dies prompt, ohne Gutachten, Therapie oder Prüfung auf echte Geschlechtsdysphorie. Liebich trollte monatelang die Öffentlichkeit und tauchte im August 2025 genau an dem Tag unter, als er seine Haftstrafe wegen Volksverhetzung hätte antreten sollen. Man muss Marla-Svenja, der »stärksten Frau des Ostens«, dankbar sein: Mit gewissem Slapstick hielt sie der bastardmodernen Gesellschaft den Spiegel vor und zeigte, wie absurd das Selbstbestimmungsgesetz und die dahinter stehende Ideologie sind.

An Liebichs Geschichte knüpft die bastardmoderne Gretchenfrage an: Wenn jeder alles sein kann, was er sich einbildet zu sein – und dies monatlich qua Sprechakt wechseln darf –, was definiert uns dann noch als Menschen? In dieser Logik müsste es ebenso möglich sein, sich per Selbstdefinition zu einem Sudanesen,

Rollstuhlfahrer, Messias, Schachgenie oder Frührentner zu erklären. In der liberalisierten Sprechakt-Gesellschaft stirbt jedes objektive Kriterium des Individuums: Alles wird willkürlich, frei wählbar, beliebig verschiebbar. Wenn jeder alles sein kann, ist am Ende alles nichts.

Der Fall Liebich legt bloß, was unter den Schlagwörtern ›Selbstbestimmung‹ und ›Vielfalt‹ geschehen kann: Die Regierung erhob die subjektive Geschlechtsidentität zur alleinigen Wahrheit und verankerte sie gesetzlich. Ein postfaktisches, queer-ideologisches Sendungsbewusstsein wurde im politischen Berlin zur unumstößlichen Doktrin, bei der Geschlecht als bloße soziale Konstruktion, nicht biologische Realität gilt. Die Architekten dieses Werks, Familienministerin Lisa Paus und Queer-Beauftragter Sven Lehmann (beide Grüne), posierten mit Regenbogenfahnen, frequentierten Christopher Street Days und verkündeten in Social-Media-Posts ihre Ideologie als einzige Wahrheit. Auf Pressekonferenzen formulierten sie kontrafaktische Sätze wie: »Trans-Frauen sind Frauen«. Widerspruch gab es seltenst, und so avancierte der Regenbogenkult zum Kern der liberaldemokratischen Gesellschaftspolitik.

Es ist dabei auch kein Zufall, dass in der Bastardmoderne der Regenbogenkult frappierende Parallelen zu den Propagandamechanismen kommunistischer Regime wie der DDR oder Nordkoreas offenbart. Es handelt sich um eine neue Orthodoxie, die Bekenntnis, Uniformität und blinden Gehorsam erzwingt. Es wird vorausgesetzt, dass jeder Bürger unmittelbar Einsicht in die ach-so-edlen Ziele der queer-ideologischen Kampagne haben müsse; jede noch so leise Skepsis wird als Hochverrat gewertet, der Umerziehung, Ausschluss und Ächtung erfordert. Wer in der SED-Diktatur das Bekenntnis zur »unverbrüchlichen Solidarität«, dem »proletarischen Internationalismus« und der »festen Freundschaft mit der Sowjetunion« verweigerte oder an Feiertagen die rote Fahne nicht hisste, riskierte Disziplinierung, Ausgrenzung oder Schlimmeres. Heute sind die Methoden subtiler, doch es genügt, die Regenbogenflagge abzulehnen, Pronomen zu ignorieren oder

Vorbehalte gegen die Trans-Doktrin zu äußern, um als transphob, queerfeindlich oder schlicht rückständig gebrandmarkt zu werden. Spezielle Beamte und Stellen, LGBTQ-Beauftragte, Diversitätsbüros, Inklusions- und Beratungsstellen, sorgen für die flächendeckende Verbreitung der unumstößlichen Wahrheit, genau wie einst die Agitprop-Abteilungen im ›Realsozialismus‹. Der Regenbogen ist nicht mehr Symbol der Freiheit, sondern Erkennungsmerkmal einer neuen gruseligen Konformität.

Während die Queer- und LGBTQ-Ideologie inzwischen immer übergreifiger, ja, totalitärer wird, sind ihre Symbole, die Regenbogen- und ›Progressive Pride‹-Flagge, mitnichten eine Provokation. Sie stehen für maximale Konformität. Sie sind Mainstream. Und sie dienen als Unterscheidungsmerkmal zwischen Gläubigen, die das Glaubensbekenntnis mitsprechen, und Kritikern, die als Häretiker gelten.

In der Bundesrepublik (und im Westen) gibt es kein deutlicheres Erkennungszeichen für Systemzugehörigkeit als den Regenbogen, flankiert von Pronomen in der Social-Media-Bio. Hatte früher der Kampf für sexuelle Minderheiten einen anti-autoritären und regierungskritischen Impetus, der sich mit wilden Frisuren und lasziven Kleidungsstücken gegen eine verstaubte Sittenordnung richtete, ist die Regenbogenflagge in der Bastardmoderne zum neuen Sittenkodex geworden.

Anders gesagt: Die Fahne ist heute das System.

VII. ZOMBIELAND

Am Leopoldplatz riecht es nach verwesenden Obdachlosenbeinen und nach totem Lamm aus Halal-Metzgereien; der Gestank betäubt die Sinne. Hier, im Herzen des Wedding, einst Arbeiterbezirk und SPD-Bastion, breiten sich auf vier Hektar Verfall, Fäulnis und Verderben aus.

Der Wedding als Arbeiterbezirk blickt auf eine lange rote und linke Tradition zurück. Im Kaiserreich und in der Weimarer Republik war er eine Hochburg der SPD und der KPD, bekannt für sozialrevolutionäre Bewegungen und später für den Widerstand gegen den Nationalsozialismus, etwa in der Kösliner Straße mit ihrem roten Hauptquartier. Heute aber ist nichts mehr von ›Working Class Heroes‹, Malochertum und kleinem Mann zu sehen. Linke Traditionen leben heute in postmigrantischen Initiativen fort, aber soziale Herausforderungen wie Armut und Integration überwältigen den Bezirk. Im Wedding zeigt sich der Wesenswandel der Linken, die sich einst für Arbeiterklasse und Unterprivilegierte einsetzten, heute aber in migrantischen Parallelgesellschaften, der Drogenszene, progressiven Studenten und muslimischen Missionaren die Träger einer Revolution sehen, die es zu umgarnen gilt. Nach wie vor ist der Wedding eine rote Hochburg, nur ist dies im Jahr 2026 eben gänzlich anders definiert.

Im Wedding zeigt sich auf brutale Art und Weise, wie der öffentliche Raum verfällt. Dabei scheint auf den ersten Blick am Leopoldplatz alles normal: Die Alte Nazarethkirche erhebt sich inmitten des Platzes, daneben spritzen Wasserfontänen im Sonnenlicht. Im Sommer tollen Kinder kreischend durch die Sprinkler, während aus der Kita Nazar eine rundliche Kopftuchmutter ihren Kinderwagen schiebt. Am Rande des Platzes sitzen Zugezogene und trinken kalten Kaffee an Plastiktischen eines Ladens, in dem Baristas übersäuerten und überteuerten Espresso ziehen.

Aber normal ist hier bei genauerem Hinsehen nichts. Da ist zum einen die Gruppe dahindämmernder Obdachlosen, die selbst im Sommer in Schlafsäcke eingewickelt sind und um »bitte ajn Evro« betteln. Ihre Beine, von der Nekrose zerfressen, warten auf den Moment, in dem sie endgültig abfallen. Im hinteren Teil des Platzes, zwischen Tischtennisplatten, öffentlichen Toilettenhäuschen und kleinen Grünflächen, floriert der Drogenhandel. Eine ›Szene‹, die zwar ihre besten Jahre hinter sich, aber das Bierflaschen-Öffnen mit den Zähnen nicht verlernt hat, belagert das kleine Areal und handelt mit Rauschgift. Sie geht arbeitsteilig vor – jeder Zwischenhändler hat seine Route, jedes Glied der Kette einen Ansprechpartner – und ist wachsam ob möglicher Beobachtung durch unerwünschte Dritte und Polizisten. Am nördlichen Ende des Platzes thront die Ruine eines Karstadt, der einst auf sechs Etagen Shoppingvergnügen garantierte, inklusive eines Feinkost-Supermarkts namens Perfetto, wo es pralle Salsiccia-Würste und schillernd grünen Spargel gab.

Karstadt – deshalb dieser Exkurs – steht symbolisch für ein Deutschland, das untergegangen ist: Die Kaufhäuser, 1881 von Rudolph Karstadt in Wismar gegründet, expandierten in zahlreiche deutsche Städte, wurden von den Mann-Brüdern populär gemacht, und gehörten zu den ersten Gebäuden mit Rolltreppe in Deutschland. Sie überlebten sowohl Enteignung als auch Bomben und Kampfhandlungen im ›Dritten Reich‹. Als sich die Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg erholte, wurde Karstadt zu einem Aushängeschild des deutschen Wirtschaftswunders. Dort war alles zu haben, was das Herz in der goldenen BRD begehrte – von Spielsachen über Flotte-Lotte-Küchengeräten bis zu bügel-freien Hemden. Auf der Mönckebergstraße in Hamburg verkaufte man Staubsauger, Schmortöpfe, Siemens-Radios und Schallplatten auf Zehntausenden Quadratmetern. 1978 eröffnete die Filiale in Berlin-Wedding am Leopoldplatz. In den 90er-Jahren kaufte der Konzern sogar die Hertie-Gruppe mitsamt des legendären KaDeWe in Berlin auf. Karstadt, dieses fette Einkaufshaus und

einst ›Tempel des Konsums‹ mit Dependancen in jeder Stadt, war *das* Monument für den deutschen Wohlstand.

Doch Karstadt ging pleite, die Lichter erloschen. Die Drogenzene blieb – und wuchs. Die Ruine steht nun dort als stummer Zeuge einer vergangenen Epoche. Um sie herum torkeln Junkies und gescheiterte Existenzen. In den 80ern hatte der Wedding 20 Prozent Migranten, heute sind es über 40 Prozent. Türkische Gemüsehändler ohne Deutschkenntnisse, rumänische Drogendealer, polnische Obdachlose, arabische Junkies, sie alle prägen das Bild des ›Leos‹.

Der Leopoldplatz ist Sinnbild für eine Entwicklung, die deutsche Städte in der ganzen Bundesrepublik erfasst hat: Innenstädte und öffentliche Orte haben sich bis zur Unkenntlichkeit verwandelt; aber nicht nur im Sinne der Überfremdung (wie in dem Kapitel »Fremdland« skizziert), sondern auch im Sinne eines Ordnungs- und Werteverfalls. Sie sind heute Orte des Niedergangs, deren Bewohnerschaft sich kaum noch ›aus der Mitte‹ der Gesellschaft speist. Ihre Einkaufsläden und Restaurants sind geschlossen, immer weniger Menschen halten sich an ihnen gerne auf, weil man mit einer grassierenden Verwahrlosung konfrontiert wird, die in der Bundesrepublik noch vor ein paar Jahren unbekannt war. In diesem Sinne haben sich viele Orte des öffentlichen Raums zwar nicht gänzlich zu No-go-Zonen verwandelt, aber man kann bereits von ›No-want-Zonen‹ sprechen, die eher gemieden oder nur noch mit einem mulmigen Gefühl aufgesucht werden. So ist es übrigens auch im Wedding, wo Müllerstraße und Schulstraße ein Areal umrahmen, das heute zwischen zentraler Drogenkonsumstelle, multiethnischem Territorialkampf und Hub grassierender Armut changiert.

Im Juni 2024 stand die Fußball-Europameisterschaft im Mutterland des Fußballs vor der Tür. Ausländische Medien fanden einen gleichermaßen tristen wie passenden Namen für das oben beschriebene Phänomen: »Zombieland«. So taufte der britische *Telegraph* das Frankfurter Bahnhofsviertel, während die *Sun* das

Gründerzeitviertel als »Deutschlands größten Slum« bezeichnete. Das Bahnhofsviertel in Frankfurt und der Leopoldplatz in Berlin-Wedding haben sehr viel miteinander gemein, beide sind Zombieland, und Zombieland, das weiß jeder, der die TV-Serie *The Walking Dead* gesehen hat, ist kein Ort, an dem sich Nicht-Zombies, also normale Menschen, aufhalten wollen.

Das Frankfurter Bahnhofsviertel muss man sich wie den Leopoldplatz auf Steroiden vorstellen: Der Bezirk mit seinen zwei Hauptschlagadern, der Taunus- und Kaiserstraße, ist ein Habitat im Dauerausnahmезustand, in dem Kriminelle, Drogenabhängige und Obdachlose aufeinandertreffen. Wer hier entlangläuft, betritt eine Parallelwelt und Crackhöhle, die nur wenige Hundert Meter von den glitzernden Bankentürme der Skyline entfernt zu sein scheint; tatsächlich trennen sie Welten.

Juli 2024, morgens um acht auf der Taunusstraße: Ausgemergelte Gestalten kauern vor Hauseingängen, Crackpfeifen in zitternden Händen. Der Gestank von Urin und Müll liegt schwer in der Luft über fleckigen Matratzen und zerrissenen Schlafsäcken. »Zweimal täglich spritzt die Stadtreinigung die Fäkalien weg«, erklärte Ordnungsdezernentin Annette Rinn. In den sogenannten Wasserstraßen – Elbe, Weser, Mosel, Nidda – fließt in der Tat Wasser, nur eben als Dreckbeseitigungsmittel. Ein hagerer Mann beugt sich zu einem auf dem Gehweg kauern den Clochard hinab und entzündet dessen Crackpfeife. Der zieht daran bis zur Lungenembolie, als ob er sich gleich den Weg ins Reich Gottes bahnen will, so scheint es zumindest. Zwei Polizisten stehen an der Straßenecke und beobachten das Geschehen tatenlos. Eine Straßenecke weiter werden Beamte später einen Zwischenfall untersuchen müssen: Ein Junkie mit schweren Kopfverletzungen hatte sich auf der Wache gemeldet. Die verantwortliche Gruppe von arabisch-afrikanischen Dealern war allerdings geflohen, bevor die Einsatzkräfte eintrafen. Einer der Polizisten wird später resigniert sagen: »Selbst wenn wir die hier festnehmen, ist das ein Kampf gegen Windmühlen. Morgen sind sie wieder auf freiem Fuß.«

Die Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS) 2024 meldete einen Anstieg der Gewaltdelikte im Bahnhofsviertel um 12 Prozent gegenüber 2022, oft zwischen Drogenkonsumenten, aber auch gegen Unbeteiligte. Insgesamt gingen 12.530 Straftaten in die Statistik ein. Mehr als 50 Prozent der Überfälle in Frankfurt werden im Bahnhofsviertel verbucht. Die hohe Präsenz von Migranten, etwa aus Nordafrika oder Osteuropa, verstärkt bei Anwohnern das Gefühl, der Kiez sei ›übernommen‹ worden. Laut BKA (2024) sind 30 Prozent der festgenommenen Dealer im Viertel Nicht-Deutsche, die tatsächliche Zahl dürfte deutlich höher ausfallen. Ohnehin ist das Bahnhofsviertel der Distrikt der Mainmetropole mit der höchsten Ausländerzahl.

Als die ZDF-Journalistin Sabine Platz im Oktober 2024 das Viertel besuchte, drehte sie ein Video, in dem sie sich schockiert über die Zustände vor Ort zeigte. »So viel Elend, so viele Dealer, so viele offen auf der Straße sitzende Fixer, so viele Kaputte und Kranke«, sprach Platz in die Selfie-Kamera, das habe sie in ihrem ganzen Leben nicht gesehen, nicht einmal in Detroit. »Das ist superkrass.« Platz kassierte für ihre Ausführungen einen Shitstorm, weil viele Internetuser darin einen Beleg sahen, wie entkoppelt und realitätsfremd Journalisten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks inzwischen sind. Während gefühlt jeder Bürger die Zombieland-Orte Deutschlands kennt, fällt eine ZDF-Morgenmagazin-Reporterin aus allen Wolken, wenn sie mit der Realität konfrontiert wird. Ein afghanischer Wirt, der erst 2023 ein Restaurant im Viertel eröffnete, brachte es deutlicher auf den Punkt: »Das hier ist die Visitenkarte von Frankfurt, wo Touristen ankommen, die Frankfurt sehen wollen. Aber wenn man hierherkommt, dann merkt man: Deutschland ist fertig und eine Katastrophe.«

Rund 4.000 Drogenabhängige versorgen sich im Frankfurter Bahnhofsviertel täglich, etwa 300 sollen die Straßen des Viertels zu ihrem Lebensmittelpunkt gemacht haben. Einige Dutzend sterben jedes Jahr. Die Zahl war mal höher, weil es inzwischen Konsumräume, sauberes Spritzbesteck und bessere Versorgung

durch Rettungskräfte gibt. Über 30 Einrichtungen, von Suppenküchen wie ›Lehrer Lämpel‹ bis zu Konsumräumen, versuchen das Elend zu lindern. Wer durch die Straßen des Bahnhofsviertels läuft, wird aber auch auf ›Elendstouristen‹ stoßen, die zum Sightseeing mit Handys und Kameras durch die Straßen ziehen, so, als wäre menschliches Leid eine Attraktion. Auch das ist eine Perversion der Bastardmoderne: Die Mehrheitsgesellschaft fotografiert Zombies und staunt über sie. Sie fängt eine Parallelwelt ein, die nichts mit der ihren gemein hat. Sie will kein Teil davon sein, aber ein Bewusstsein und Belege für die Problemlage haben.

Das Schockierende am Bahnhofsviertel ist aber nicht die Armut, das Elend, die Obdachlosigkeit und wirtschaftliche Not, sondern die Tatsache, dass sich Armut und Elend gewandelt haben: Drogenwracks mit offenen Wunden, die nicht mehr heilen; aufgerissene Pupillen, die von schlaflosen Nächten erzählen; Einstichwunden, die Zeugnis darüber ablegen, dass sich Junkies auf die Suche nach der letzten Venenöffnung begeben haben wie die Konklave nach dem zukünftigen Papst. Früher galten Obdachlose als mittellose und gescheiterte Männer, die nach Hausbrand oder Ehebruch zur Flasche griffen, alkoholabhängig waren, Geld verspielten, aber eigentlich nette Kerle waren, denen man helfen wollte. Im Bahnhofsviertel ist dies anders. Die Klientel speist sich kaum noch aus deutschen Pennern nach Schicksalsschlag, sondern vor allem aus Migrant*innen mit leerem Blick, die entwurzelt, apathisch und versehrt in den Slums der Late-Stage-BRD dahinvegetieren.

Um zu sehen, wohin eine Verschärfung dieses Problems führt, muss man den Blick auf die USA richten. Dort gibt es in Form der ›Skid Rows‹ ganze Zeltstädte von Obdachlosen. Diese ziehen sich oftmals über mehrere hundert Meter und entlang mehrerer Kreuzungen hin. In Seattle, Portland oder New York leben Tausende in solchen Straßenzügen, hausen in Zelten oder auf Pappkartons, oft unter prekären hygienischen Bedingungen. Dort verschränken sich die Probleme moderner Gesellschaften, deren Mitglieder der Obdachlosigkeit, Armut und Sucht verfallen: Hohe Kriminali-

tätsraten treffen auf Drogenkonsum und -handel, gesundheitliche Notstände wie die Hepatitis-Epidemien auf die Opioid-Krise. In Los Angeles leben 5.000 bis 10.000 Menschen auf der Straße, viele in solchen ›Skid Rows‹. Sollten die sozialen Nöte auf dem Leopoldplatz oder im Bahnhofsviertel anwachsen und angrenzende Stadtviertel erfassen, ist es denkbar, dass sich auch in der Bundesrepublik ganze Drogenwrack-Stadtviertel herausbilden.

Zurück zum Leopoldplatz. Im Gebüsch nahe der Nazarethkirche sitzt ein Mann mit brauner Haut und schwarzen Bartstoppeln auf seinem Rucksack, seine Hose mit Camouflage-Muster ist hochgekrempt, die Beine dürr. Auf dem Asphalt um ihn herum liegen überall Plastikspritzen. Er kocht in Aluminiumfolie Heroin auf, das er sich gleich spritzen wird. Wie er da reingeraten sei, frage ich ihn. »Aus Spaß«, erwidert der Mann in gebrochenem Deutsch. Er ist in Afghanistan geboren und sagt, er würde sich schämen für das, was er tut. Er wolle zurück nach Afghanistan, denn er sei in seinen Erwartungen enttäuscht worden, als er 2015 nach Deutschland kam. Dann wird die Vene eingestochen.

Der Rauschgiftkonsum in aller Öffentlichkeit, der mit unverhohlenem Drogenhandel einhergeht, bedeuten einen großen Verlust an Lebensqualität für Anwohner des Leopoldplatzes. Das wiederum betrifft auch zahlreiche Migranten, die sich ein gesetzestreu und auskömmliches Leben im Wedding-Kiez aufgebaut haben. In den vergangenen Jahren entstanden Anwohnerinitiativen wie ›Wir am Leo‹, es wurde zu einem runden Tisch geladen, Petitionen wurden gestartet und an die Berliner Politik übergeben. Doch gebracht hat es nichts, die Drogenkriminalität, so scheint es, lässt sich nicht einhegen. Stattdessen ist der Leopoldplatz seit 2025 eine offizielle Messerverbotszone der Berliner Polizei – und wurde während des Fastenmonats Ramadan Schauplatz des Fastenbrechens, bei dem »Allahu Akbar« vor besagter Nazarethkirche gerufen wurde. Auch Unterwerfungsgesten sind anscheinend ein Zeichen interkultureller Toleranz.

Das Frankfurter Bahnhofsviertel ist ebenso wie der Leopoldplatz zu einem Ort der Verwahrlosung geworden, an dem sich manifestiert,

dass dieses Land gewisse Stadtviertel aufgegeben hat. Dort geht es kaum noch darum, das Zusammenleben positiv zu gestalten oder ein Problem zu lösen, sondern es nach Möglichkeit kleinzuhalten. ›Containment-Politik‹ nennt man das. Auch in anderen Teilen des Landes existieren gleiche Probleme in schwächerer Ausprägung: am S- und U-Bahnhof Neukölln etwa, in Essen, entlang der Berliner Hermannstraße, hinter dem Dortmunder Hauptbahnhof und in der Neustadt, in der Neckarstadt-West Mannheims oder am Hauptbahnhof in Hamburg und dem dahinter befindlichen ›Drob Inn‹, einer stadtpolitisch geförderte Drogenausgabestelle. Dort ist eine besonders bizarre Szenerie zu beobachten, wenn sich im Sommer Hunderte Junkies auf einer Wiesenfläche versammeln. Einige konsumieren, andere befinden sich im Halbschlaf, immer wieder kommt es zu Faustkämpfen und Messerstechereien, ab und zu stirbt ein Obdachloser aus Polen oder ein Dealer aus Marokko. Die Stadt duldet und akzeptiert den Umschlagplatz, weil die Konzentration auf einem kleinen Gebiet das Problem in dem Sinne begrenzt, dass (fast) nur andere Konsumenten von Gewalt betroffen sind, und die Verwahrlosung nicht im Stadtbild oder für Touristen sichtbar wird. ›Containment‹ heißt hier ›Einpferchung‹, also möglichst viel Zombieland auf möglichst kleinem Raum, wo die Untoten sich selbst überlassen werden.

Bahnhöfe sind ohnehin wahre Höllenorte der Bastardmoderne, Orte, an denen sich kaum ein Mensch freiwillig länger als nötig aufhält. In den Großstädten werden Reisende von Obdachlosen angeschnorrt, während Migrantengruppen mit Dominanzgebärden Präsenz zeigen. Zwischen Imbissläden wie Crobag und Shops wie Yorma liegt eine durchweg trostlose Atmosphäre. Zugleich muss man dort stets auf der Hut sein: Niemandem zu lange in die Augen sehen, keinen Streit provozieren und auf neugierige Fragen ausweichend antworten. Man bewegt sich durch die Menge wie durch ein Minenfeld, mit gesenktem Blick und hochgezogenen Schultern, um niemanden versehentlich zu berühren. Selbst Bahnhöfe in Kleinstädten offenbaren schonungslos, wie sehr die Bundesrepublik der

Bastardmoderne heruntergekommen ist. Viele von ihnen wurden totmodernisiert. Es sind heute bloße, seelenlose Gleisabschnitte, ausgestattet mit defekten Ticketautomaten und chronisch ausgefallenen Anzeigetafeln. Hat man Pech, verirrt sich sogar in einem Kaff im Schwarzwald oder einem Dorf im Erzgebirge eine erlebnisorientierte Gruppe an den verlassenem Bahnhof. Umstiege werden zur puren Geduldprobe, bei der jede Minute zur Qual wird. Und die Uhrzeiger schleichen wie Würmer über das Zifferblatt, man starrt auf die Schienen und wirft Münzen in einen Snackautomaten, bis endlich ein Zug eintrifft, der einen endlich von diesem gottlosen Bahnhof fortbringt. Manchmal bedeutet ›Rettung‹ ein Regionalzug der Deutschen Bahn.

Spricht man über das Phänomen Zombieland, kommt man schnell in Bredouille, weil diese Kritik die Schwächsten der Schwachen betrifft. »Dünnes Eis«, heißt es dann, oder: »Die Menschen sind ohnehin die ärmsten Säue.« Deshalb richtet sich die Kritik nicht an die in der Tat bemitleidenswerten Gestalten, die oft in den Tag leben, deren Lebenserwartung in Monaten gemessen wird und die in verfestigten Kreisläufen aus Sucht, Geldnot, Gesundheitsproblemen, Einsamkeit und psychischen Krankheiten gefangen sind, sodass man gar nicht weiß, wie man das Problem lösen könnte. Es geht nicht um individuelle Sündenböcke, sondern um einen kollektiven Sündenfall, der es zuließ, dass wir Teile unseres öffentlichen Raums vollständig aufgegeben haben.

Der ›public space‹ im Sinne eines Gesellschaftsvertrags leidet aber sehr wohl darunter, wenn ganze Plätze, Viertel und Straßen unbegebar werden; wenn sie die Gefahr bergen, dass Anwohner ausgeraubt und Touristen überfallen werden; wenn Väter Sorge um ihre Kinder haben und Frauen den Nachhauseweg fürchten. Zombieland geht mit einem Sicherheitsverlust einher, sowohl im wörtlichen als auch im metaphysischen Sinne.

VIII. DER GUTE GRÜNE MENSCH

Der alte Mann war ein Mensch der Natur. Auf seinen Spaziergängen durch den Bruch konnte er jeden Baum und Strauch beim Namen benennen: nicht nur die Eichen mit ihren gelappten Blättern oder Birken mit der schneeweißen Rinde, sondern auch Ebereschen, Elsbeeren, Feldulmen und Sommerlinden. Als Jugendlicher hatte er im Pfadfinderlager gelernt, sich in der Wildnis zurechtzufinden, und sich ein Grundwissen an Überlebensfertigkeiten angeeignet. Seine Freizeit verbrachte er auf Kajaktouren zwischen Schilfgürteln und Strömungen von Bergflüsse oder als Alpinist mit Seil und Pickel in der polnischen Tatra. In der Morgenfrühe erkannte er Meise und Pirol nicht nur am Gefieder, sondern auch am charakteristischen Gesang. Bis ins hohe Alter blieb er Angler auf stillen Seen oder Pilzsammler im Forst. Der alte Mann war ein Mensch der Natur, wie es ihn heute nicht mehr gibt.

Im Umgang des alten Mannes mit der Natur lag etwas, das meiner Generation weitgehend abhandengekommen ist: ein Leben im harmonischen Einklang mit der Umwelt, Nachhaltigkeit aus gelebter Notwendigkeit und ein ungekünsteltes, instinktives Verhältnis zur Schöpfung. Der alte Mann suchte die Natur nicht, um die Welt zu retten oder andere zu missionieren; er fand in ihr schlicht Erfüllung, die sich aus der stillen Betrachtung des Grüns oder des Sternenhimmels speist. Anders gesagt: Sein Verhältnis zur Natur war natürlich.

Fast forward ins Jahr 2025. Die Millennial-Generation lebt als permanent vernetzte ›Young Urban Creatives‹, kurz ›Yuccies‹, in pulsierenden Metropolen, betreibt ›Looksmaxxing‹, kultiviert ›Rizz‹, ist chronisch getriggert und fürchtet nicht selten den nahenden Untergang. Gelingt es ihr einmal, der Stadt tatsächlich zu entfliehen, ohne sich prompt eine Blasenentzündung zuzuziehen, so mischen sich Staunen mit Unglaube: Wie kann man diesen

Betonkosmos freiwillig ganz hinter sich lassen? Wie übersteht man eine Nacht ohne das vertraute Summen der Klimaanlage und das ferne Heulen von Sirenen? Wie erträgt man die beklemmende Stille eines Waldes, in dem einen kein WLAN-Signal rettet und plötzlich Insekten auftauchen könnten, die man im besten Fall aus einer Bear-Grylls-Doku kennt?

Der Millennial der Bastardmoderne kennt Kastanien allenfalls noch vom Männchenbasteln aus seiner Kindergartenzeit. Beim Angeln scheitert er nicht nur an der deutschen Bürokratie – Stichwort Angelschein –, sondern ebenso an zwei linken Händen und am schieren Ekel, einen lebenden Regenwurm auf den Haken zu speißen. Vermag er Marien- und Feuerkäfer gerade noch auseinanderzuhalten, bereitet ihm die Unterscheidung zwischen Brombeerstrauch und Brennnessel bereits große Mühen.

Der naturnahe Horizont eines typischen Gutverdiener-Berliners der Bastardmoderne beschränkt sich meist auf die wöchentlich gelieferte Bio-Gemüsebox aus dem Brandenburger Umland. Dann plötzlich, ganz aus dem Nichts und mit großem Entzücken, stellt er fest, dass er Schwarzwurzeln und Steckrüben, diese raren deutschen Gemüse, schon immer ganz hervorragend fand. Bei jüngeren Generationen erfreuten sich in den letzten Jahren *Pokémon-Go*-Touren großer Beliebtheit. Teenager durchstreiften, den Blick starr auf ihr Smartphone gerichtet, Parks und Waldränder auf der Jagd nach seltenen digitalen Wesen – und kamen dabei ganz nebenbei in den Genuss frischer Luft. Apps wie Tinder, Bumble oder Hinge machen nicht nur Sex jederzeit verfügbar. Sie ermöglichen auch das Pilzesammeln der Moderne: nur eben nicht wie beim alten Mann im Wald.

Man könnte meinen, in der Bastardmoderne sei die Natur zur »Kirche Satans« geworden, wie Lars von Trier sie einst taufte. Und das, obwohl gerade in jene digitalen, von der Natur entfremdeten und großstädtischen Millennial- und Post-Millennial-Generationen paradoxerweise dauernd über die Natur gesprochen und verlässlich grün gewählt wird. Sie verschreiben sich dem Kampf gegen den Klimawandel und betonen auf geradezu groteske Weise einen

nachhaltigen Lebensstil, der grüne Ideale ins Zentrum rückt. Parallel zum Abtreten des alten Mannes und seiner Generation, parallel zur zunehmenden Naturentfremdung meiner eigenen, entstand in der Bastardmoderne also der gute grüne Mensch.

Der gute grüne Mensch ist saturiert, bildungsbürgernah und umspannt die Alterskohorte von etwa 15 bis 45 Jahren, denn das grüne ›Virtue Signalling‹ wurde ohne Unterbrechung von Generation X über Millennials an Zoomer weitergegeben. Der Klimawandel und der angebliche Kampf dagegen dienen als identitätsstiftendes, generationsübergreifendes Narrativ, das in den letzten drei Jahrzehnten zur dominanten Erzählung einer liberalen Elite aufstieg. Interessanterweise suchen alte grünen Ökologen vom BUND, die ganz dem Typus des oben skizzierten alten Mannes entsprechen, heute immer öfter den Konflikt mit den neuen bastardmodernen Weltrettern der Grünen. Ihre Sozialisierungsarten und Weltbilder divergieren: Die einen wollen bewahren und schützen, was die Natur uns schenkt; die anderen hingegen stehen für urbane Hysterie und moralischen Zwang. Dabei schreit nichts mehr nach Konservatismus als ökologisch zu leben. Es ist der Inbegriff des Bewahrens und der Heimatpflege.

Doch nicht in der Bastardmoderne. Heute wähnt sich der gute grüne Mensch in einem apokalyptischen Endkampf gegen den Klimawandel. Er gleicht einem Öko-Apostel in neubourgeoisem Stadtvierteln mit 40 Prozent Claudia Roth- und Renate Künast-Fans. Er thront in seiner stückverzierten Altbauwohnung und zetert, wie sehr die nationale Politik bei Celsius-Zielen und CO₂-Abkommen versage, wie die Gesellschaft sich am Gemeinwesen versündige und wie eine fossile Altgeneration der Jugend die Zukunft raube. Sein Eifer für eine bessere Welt begründet er stets auf Plattformen wie Bluesky und Instagram. Nichts liebt er mehr als die Moral, mit welcher er jedes Argument gegen den fossilen Faschismus untermauert.

Der Balkon ist dem guten grünen Menschen wahlweise sein Naherholungsgebiet oder Home Office. Hier, umgeben von sündhaft

teurem E-Grill und Terrakottatöpfen mit Basilikumpflanzen, die er mit Regenwasser hochzieht, um damit seine Gewächshaustomaten aus den Niederlanden und kalifornischen Importavocados zu würzen, plant er seinen Protest. Sein Smartphone, seltenst fairtrade-zertifiziert, aber mit einer Hülle aus Algenplastik, vibriert unablässig, womöglich weil er eine Petition gegen den Verbrennungsmotor organisiert. Und wenig später, nachdem der gute grüne Mensch der Bastardmoderne Name und Unterschrift unter ein Begehren gesetzt hat (für eine fahrradfreundliche Stadt, gegen die Bebauung des Tempelhofer Feldes, für E-Mobilität im ÖPNV), leiht er sich den SUV des Schwiegervaters für den Einkauf bei Centro Italia oder den Wochenendausflug ins Allgäu, »als Ausnahme, versteht sich«, ICEs seien schließlich unpünktlich, E-Autos noch nicht in der Lage, solch lange Strecken am Stück zu fahren.

Der gute grüne Teenager, also die Juniorversion des guten grünen Menschen, tauscht bei Fridays for Future die Schulbank gegen das Straßenpflaster, verehrt Greta Thunberg wie eine Heilige und ist überzeugt, dass die Welt in zwanzig Jahren untergeht, wenn nicht sofort alles auf null CO₂ heruntergefahren wird. Er klebt sich mit der Letzten Generation auf den Asphalt, skandiert »System Change, not Climate Change« und hält es für heldenhaft, lieber im Knast zu sitzen, als tatenlos zuzusehen, wie der Planet verglüht. Sie leben in Dauerangst: Angst vor der Apokalypse, vor dem Fliegen, vor Fleisch und vor dem Kinderkriegen, weil ein Baby einen CO₂-Fußabdruck wie ein Kleinwagen hinterlässt und niemand schuld sein will an der Auslöschung der Eisbären. Und mit dem Klimawandel kommt ein ganzes urbanes Komplettpaket: Adidas Sambas, Vinted-Low-Waist-Jeans, Y2K-Nostalgie, genderfluider Nailpolish bei Jungs und Boxershorts bei Mädchen, Pronomen in der Bio, Queerness als Normalität, Therapie als Self-Care-Ritual. Die guten grünen Teenager drehen mit dem Smartphone Reels mit dem Titel: »How bad are bananas?« und tragen Palestine-Sweater von Weekday. Die guten grünen Teenager sind Kinder multipler Krisen, von Corona-Nachwehen über Ukrainekrieg bis zur empfundenen Klimakatastrophe.

Die ›Climate Anxiety‹, also die diffuse Angst vor der Apokalypse, nagt an ihnen. Steht nichts geringeres als die Welt auf dem Spiel, ist im Kampf gegen die Erderwärmung jedes Mittel Recht, um auf den Notstand aufmerksam zu machen; egal, ob der gute grüne Mensch Kunstwerke in Museen zerstört, Denkmäler stürzt oder Gebäudefassaden besudelt. Eine messianische Hysterie hat unter ihnen um sich gegriffen: Wir sind die Auserwählten, die die von den Alten verheert hinterlassene Welt retten werden.

Bei allem Befremden über diesen Messianismus, möchte man trotzdem die unbequeme Frage stellen: Sind diese guten grünen Teenager wirklich der Kern des Problems? Sie kämpfen als Idealisten für politische Veränderung, weil ihnen die Welt nicht gleichgültig ist. Mir imponiert diese Aufopferungsbereitschaft im Kontrast zu der toten Indifferenz, die man bei CDU-Parteisoldaten, Konsumfanatikern oder rastlosen Selbstoptimierern beobachtet. Zwar sitzen die guten grünen Teenager falschen Prämissen auf – ihre drängendsten Herausforderungen werden bald Überfremdung, Islamisierung, Wohlstandsverlust, Überalterung und erbitterte Verteilungskämpfe heißen –, doch in ihrer Hingabe und der festen Überzeugung, für etwas Bedeutendes einzustehen, sind sie zumindest nicht innerlich abgestorben. Da regt sich etwas. Und wenn sich in der Bastardmoderne überhaupt etwas regt, ist das bereits ein Gewinn.

Für ältere Generationen ist die ›Eco Paralysis‹ hingegen weniger Sargnagel als vielmehr Sprungbrett. Der gute grüne Mensch in Großstädten hat dabei perfekt verstanden, seine Klimasorge und Apokalypseangst in eine stattliche Karriere umzumünzen: Heute sitzt er nicht selten an den Schaltstellen der Macht; auf managerialer Ebene in Großkonzernen, in üppig finanzierten NGOs, als medialer Influencer oder als politischer Entscheidungsträger. Durch emotionale Erzählungen und vopolitische Einflussnahme hat er diese Ängste in die gesellschaftliche Mitte getragen und an die Jüngeren weitervererbt: an Schüler, Studenten, an eine ganze Nachfolgeneration. Es ist ihm gelungen, eine größere Erzählung in den Köpfen zu verankern, die zwar unter der Gleichzeitigkeit

multipler Krisen inzwischen immer mehr im öffentlichen Diskurs an Bedeutung verliert, aber dennoch tief eingepägt ist. Auf persönlicher Ebene ist der Kampf gegen den Klimawandel in der Bastardmoderne keine Außenseiterposition mehr, sondern politische Mitte in Reinkultur. Der gute grüne Mensch der Bastardmoderne ist kein subversiver Abweichler, sondern hat eine systemstabilisierende Funktion.

Der Geist des neuen grünen Menschen hält inzwischen auch Einzug in das Privatleben der Bürger. An keinem anderen Beispiel wird das so greifbar wie an der deutschen Mülltrennung. Im April 2025 ging ein Clip viral, der zeigte, wie deutsche Kommunen Künstliche Intelligenz nutzen, um vermeintliche Fortschritte bei der Mülltrennung zu erzielen. Darin zu sehen: eine Müllabfuhr mit einer Kameraerkennung, die scannt, ob die Mülltonnen von Bürgern saarländischer Kommunen eine korrekte Trennung von etwa Plastik- und Biomüll vorweisen. Zuerst hängen Behörden bei Verstößen gelbe Zettel an die Tonnen der Bürger, um ihnen mitzuteilen, dass ›Störstoffe‹ darin seien. Wenn diese Erziehungsmaßnahme keinen Erfolg zeitigt, schaltet der Staat hoch. »Die nächste Eskalationsstufe ist dann, dass man einen roten Zettel dranhängt und sagt: Die Tonne muss leider stehen bleiben«, so Stefan Kunz von der SPD, der gleichzeitig der »Geschäftsführer des kommunalen Dienstleisters für Abwasserreinigung und Abfallverwertung« ist, was schon ein sehr deutscher Titel ist. Im wiederum nächsten Schritt drohen dann auch Strafzahlungen. Der Hintergrund ist eine neue Müllverordnung, die seit dem 1. Mai 2025 in Kraft getreten ist und härter gegen Verfehlungen in der Mülltrennung vorgehen will. Die bastardmoderne Bundesrepublik, die die ärztliche Versorgung nur noch rudimentär sicherstellen kann und auf alles – von Kaugummi bis Dieseldieselkraftstoff – horrenden Steuern erhebt, hat hierfür eine gesetzliche Grundlage geschaffen.

Die gesamte Praxis ist das in Verordnungen und Regeln gegossene ›State of Mind‹ des guten grünen Menschen: Er will die moralische Agenda einer vermeintlichen Weltrettung in politische

Verordnungen überführen, und mehr noch: Er zielt darauf ab, seine Mitmenschen durch Müllsanktionen zu Kreislaufwirtschaft und Nachhaltigkeit zu erziehen. Wer Steckrübenreste und Hähnchenbrustverpackungen, Kaffeesatz und Coca-Cola-Dosen nicht korrekt zwischen Kompostbehälter und Müllbeutel aufteilt, dessen Müll wird künftig nicht abgeholt – und im nächsten Schritt erhält er einen Strafzettel. Der Mülltrennungsverweigerer ist, ebenso wie der Klimasünder, ein Sündenbock.

Die saarländische Praxis der Mülltrennung wirft, auf Deutschland ausgeweitet, gewichtige Fragen auf: Was passiert mit den Duisburger Romablocks, die Möbelmüll als Hofdekoration nutzen und gelegentlich ein ganzes Viech auf ihrem Balkon schlachten? Ist Lammrippe Biomüll? Was machen unsere Neubürger mit Freie-Syrische-Armee-Hintergrund? Werden sie sich an diese Brave-New-World-Verordnung halten, in der kolorierte Tonnen zum Ausweis des eigenen Gutmenschentums werden? Ich sag's mal so: »I doubt it.«

Ebenso ist zu bezweifeln, ob solche Bevormundung Bestand hat in Nachbarschaften, die sich spinnefeind sind. Der Student aus dem dritten Stock hat zuletzt nachts zu laut Deutschreggae von Ohrbooten oder Mono & Nikitaman gehört? Zack, da wandern die Kamerabatterien und Akkus heimlich in seine schwarze Tonne.

Ohnehin erscheint es reichlich gehirnfrittiert, Künstliche Intelligenz dafür einzusetzen, um Mülltonnen von Bürgern zu scannen. Jedes normale Land würde in KI-Systeme investieren, die Mülltrennungsanlagen effizienter machen und Abfälle nach Oberflächenbeschaffenheit, Konsistenz oder Härte sortieren, um das Leben der Bürger einfacher und nicht komplizierter zu machen. In Deutschland, dem Herrenreich der guten Ökobürger, wird Künstliche Intelligenz aber dazu genutzt, eine Blockwartmentalität zu schaffen, mitsamt eines staatlichen verordneten Neospitzeltums. Nach dem Siegeszug des Dosen- und PET-Flaschen-Pfands läuft sich das ›Königreich Almanien‹, dessen Gründungsmythos anscheinend aus einem korrekten Abfalltrennungsakt auf einem Wertstoffhof

besteht, warm für die nächste Stufe, bei der der Uli, die Sabine, der Finn und die Finja zu Primussen der Pizzakarton-Bewertung (Altpapier, aber nur ohne Essensreste) oder Weinkorken-Trennung (extra Sammelstelle, auf keinen Fall in den Plastikmüll) mutieren. Der moderne Herrenmensch braucht weder Uniform noch Schaftstiefel; es reicht ein Bürostuhl und eine gefaxte Verordnung in der Behörde eines x-beliebigen Kaffs.

Die deutsche Mülltrennung ist die Scharia des guten grünen Menschen. Sein Menschenbild, das nun Einzug in gängelnde Gemeindeverwaltungen gehalten hat, gleicht dem eines Sonderpädagogen: der Mitbürger wird zum grünen Musterschüler, für den Kompostbeschaffenheit und Recyclinglogiken wichtige Disziplinen des Alltags sind; und dem man auf die Finger schaut, dass er auch ja seinen Müll korrekt auf verschiedenfarbige Tonnen verteilt.

Man mag dies für eine bloß lokale Episode übergriffiger Kommunalverwaltungen halten, doch sie atmet genau den Geist, der den guten grünen Menschen durchdringt: bevormundend, volkserzieherisch und von einem diffusen, hochgesteckten Ziel getrieben, das sich zur Handlungsmaxime für unser privates Leben aufschwingt. Der gute grüne Mensch verlagert die Verantwortung für eine bessere Welt auf den einzelnen Konsumenten, der spüren soll – sei es durch korrekte Mülltrennung oder eine niedrigere CO₂-Bilanz. Das ist übrigens auch der Trick 17 von fossilen Großkonzernen wie Exxon und Shell, die die Verantwortung für ethischen Konsum, für CO₂-Reduzierung, für Naturschutz stets an den Endverbraucher weitergeben. Der gute grüne Mensch, getrieben von dieser Hysterie, wird zum Werkzeug eines Systems, das die Welt nicht rettet, sondern die Gewinne der Mächtigen schützt.

Während im Saarland Algorithmen die Tonnen von Hausfrauen und Handwerkern scannen, sickert dieser sanfte Zwangserziehungsgeist nahtlos in die Bundespolitik ein: Bürger sollen beim Autokauf auf Verbrenner verzichten. Die EU unter CDU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen drängt auf ein Verbot von Autos mit Verbrennermotor, wohlgerne deutsche Spitzentechnologie,

ab 2035. Wem ein E-Auto zu teuer ist, der soll gefälligst Zug und Bus nutzen, incentiviert durch das Deutschlandticket. Ein breites Bündnis aus 14 Organisationen, von der Deutschen Umwelthilfe bis zur Gewerkschaft der Polizei, fordert seit Januar 2025 ein sofortiges Tempolimit: 130 km/h auf Autobahnen, 80 außerorts, 30 in der Stadt, angeblich zur Einsparung von 11,7 Millionen Tonnen CO₂ jährlich. Die Linke pocht auf höhere Steuern für Rind- und Schweinefleisch, um die Landwirtschaft zu disziplinieren. Kürzlich wurden Forderungen nach stärkerer Besteuerung von Vielfliegern und einem Verbot von Privatjets laut. Die Grünen setzten 2024 das Gebäudeenergiegesetz durch, das fossile Heizungen in Neubauten verbietet und Altbauten bis 2045 zur Umrüstung zwingt. All diese Maßnahmen atmen der Geist der Bevormundung: Der Klimakampf ist zur staatlichen Checkliste mutiert. Die grüne Religion zwingt den Bürger in ein Ökokorsett.

Diese teils einschneidenden Umbauprojekte der deutschen Wirtschaft genießen eine erstaunlich breite Unterstützung unter Journalisten. Dabei drängt sich die Frage auf, ob es zum Berufsbild eines kritischen Korrektivs passt, sektenhafte Glaubenssätze, die in Gesetze gegossen werden, zu unterstützen; zumal diese offenkundig vielen Bürgern bereits rein finanziell schaden. Für einen Veggie-Day wurde in zahlreichen Talkshows getrommelt, in *Funk* (also dem Jugendprogramm von ARD und ZDF) werden Privatjetreiche als Feindbild stilisiert, und eine wachsende Zahl von Medienmachern wie die omnipräsente Ulrike Hermann (*taz*) sieht in bewusster Selbstbeschränkung und ›Degrowth‹ (also einem gezielten Wirtschaftsschrumpfen für den Klimawandelkampf) den Weg zu einer besseren Gesellschaft. Die Öffentlich-Rechtlichen spielen bei der Umerziehung der Bürger zu guten grünen Menschen eine zentrale Rolle. Sie fungieren als Verlautbarungsorgane eines ausufernden Klimakampfs, der alle Lebensbereiche durchdringen soll: Der gute grüne Mensch findet sich bei ARD und ZDF in Person der Mobilitätsexpertin Katja Diehl, des Filmemachers Mario Sixtus, des Wettermoderators Özden Terli, Fridays for Future-Ikone Luisa

Neubauer, der Schauspielerin Iris Berben, der Köchin Sarah Wiener und des Wissenschaftsjournalisten Ranga Yogeshwar, aber auch des Autors Frank Schätzing, der Komikerin Enissa Amani oder des *Tatort*-Schauspielers Axel Prahl.

Gemeinsam ist diesen guten grünen Medienmenschen, dass sie im Klimakampf eine Berufung gefunden haben. Regelmäßig unterzeichnete offene Briefe, initiierte Kampagnen und ›mutige Auftritte‹ bezeugen ihrer Hingabe. Sie setzen sich scheinbar uneigennützig für ein größtenwahnsinniges Projekt ein – die Rettung des Klimas durch deutsche Vorschriften – und brandmarken jede Skepsis als ›wissenschaftsfeindlich‹. Während sie mantraartig ›Trust the Science‹ beschwören, haben sie für Abweichler ein eigenes Wort erfunden: den ›Klimaleugner‹. Dass dies an ›Holocaust-Leugner‹ erinnert, ist kein Zufall. Die Infragestellung der Doktrin des Klimawandels gilt unter guten grünen Menschen als Kapitalverbrechen, nah dran an Volksverhetzung.

Während der gute grüne Mensch in urbanen Kiezen und Medienhäusern großer Städte ein offenkundig widersprüchliches Leben führt, hat sich in der grünen Bundesrepublik eine Landschaft herausgebildet, die maßgeblich von seinem Geist geprägt ist. Dafür genügt ein Blick auf das Wattenmeer an der Nordseeküste, wohlgermerkt UNESCO-Welterbe. Einst galt diese Küste als Inbegriff unberührter Natur: Gezeiten enthüllten und verschlangen weite Sandflächen, Krebse huschten durch den Schlick, Seevögel segelten in Schwärmen über das Watt. Heute kann man dort immer noch Urlaub machen. Doch der Horizont hat sich verändert. Weite Teile des Meeres pflastern Offshore-Windparks, die »Alpha Ventus« (45 Kilometer nördlich von Borkum), »Borkum Riffgrund« (zwei Anlagen rund 40 Kilometer nordwestlich von Borkum) oder »Kaskasi« (35 Kilometer nordöstlich von Helgoland) heißen und den Horizont verstellen. Sie sind von Inseln wie Norderney oder Wangerooge aus deutlich sichtbar.

Ähnliches wiederholt sich landeinwärts. In der Bastardmoderne sind Wälder aus Windrädern entstanden, Dutzende (manchmal

mehr als hundert) Türme, zusammengepfercht in künstlichen Parks, die alles überragen: im Windpark Holtriem-Dornum in Niedersachsen, wo mehr als 150 Windräder stehen, in der Uckermark Brandenburgs, im Soonwald in Rheinland-Pfalz, einem Naturschutzgebiet, das nun von Dutzenden Turbinen durchzogen wird, oder im Harz, wo rund 50 Anlagen stehen. Diese dystopischen Kulissen entstanden im Namen der Klimarettung, um erneuerbaren Strom zu erzeugen und CO₂-Emissionen zu vermeiden. Die Logik dahinter: Wind treibt Rotoren an, die kinetische Energie in sauberen Strom umwandeln. Doch in Wahrheit illustrieren diese ›satanischen Mühlen‹ auf perverse Weise den Verrat an der heimischen Ökologie unter dem Banner des Klimaschutzes.

Jede Turbine ist ein ressourcenfressendes Monstrum: 300 bis 400 Tonnen Stahl für den Turm, 800 bis 1.200 Tonnen Beton für das Fundament, 50 bis 100 Tonnen Fiberglas und Harz für die Rotorblätter, die dreimal so lang wie die Tragflächen eines Airbus sind. Hinzu kommen für die Generatoren 200 bis 600 Kilogramm seltene Erden wie Neodym und Dysprosium, die zu über 90 Prozent aus China stammen, wo sie in umweltzerstörenden Minen gefördert werden. Der Bau selbst ist lustigerweise der Inbegriff eines fossilen Unterfangens mit kapitalistischer Verwertungslogik: Globale Lieferketten, Rodung und Planierung von Hunderten Hektar Wald und Ackerland, monatelange Baustellen mit Straßensperren. Die Montage einer einzigen Turbine erfordert XXL-Transporter und mehrere Bautage mit Giga-Kränen; Offshore-Projekte verschlingen Jahre und benötigen Schwerlastschiffe, die Komponenten über Ozeane karren, sowie Unterwasserhämmer, die Fundamente in den Meeresboden rammen.

Das Urlaubserlebnis im Wattenmeer jedenfalls leidet darunter: Für Naturliebhaber, die das Welterbe wegen Gezeitenwanderungen, Vogelbeobachtung und Robbensichtungen besuchen, wirken die Parks wie mechanische Fremdkörper, die sich blinkend, rotierend, summend in den Vordergrund drängen. Was einst spektakuläres Naturschutz- und Naherholungsgebiet war, ist zu einer

abschreckenden Kulisse grüner Monsterbauten verkommen, mit Propellern, die wie rostige Kreuze den Horizont verschandeln. Die UNESCO warnte 2024, dass das Wattenmeer bedroht ist; eine NABU-Studie ergab, dass bis zu 20 Prozent der Besucher künftig fernbleiben, weil Industrieanlagen, Kabeltrassen, Sperrzonen und Lärm die meditative Ruhe zerstören und Meeressäuger sowie Vögel gefährden.

So opfert die Klimarettung einheimische Natur für potthässliche Windparks. Bereist man im Herbst den Harz oder Taunus, wenn Laub in rot-goldenen Farben leuchtet, bis plötzlich monströse Windräder die Idylle zerreißen, drängt sich die Frage auf: Wie kann man diese Bauten nicht verachten? Interessanterweise goutieren die guten grünen Menschen genau diese dystopischen Anlagen. Luisa Neubauer erklärt: »Windkraft ist essenziell – sie muss jetzt skaliert werden, ohne Kompromisse, um die Klimakatastrophe zu stoppen.« Und Greta Thunberg fordert: »Wir müssen sofort auf 100 Prozent erneuerbare Energien umsteigen.« Wind und Solar seien »machbar und notwendig.«

Dabei ist der Umbau zu grüner Windenergie übrigens auch ein maximal kapitalistisches Projekt: Die Offshore-Windparks, diese Kolosse aus Stahl und Beton, sind nie von Bürgern gewollt, ihr Bau wird aber sehr wohl von Konzernen wie RWE, EnBW oder Vattenfall orchestriert. EnBWs größter Offshore-Park vor Helgoland, der mit 64 Turbinen 960 Megawatt Leistung bereithält, kostete satte 2,3 Milliarden Euro, querfinanziert durch EEG-Umlagen und Staatsgarantien. RWE plant, bis 2030 Offshore-Kapazitäten von 10 Gigawatt zu bauen, die Milliardenbeträge verschlingen. Grüne Stromproduktion bedeutet in Wahrheit eine Agglomeration von Stahl, Zement, Kunststoff und seltenen Erden, also der Inbegriff fossiler Ressourcenverbrennung, getarnt als Rettung der Welt.

Während der gute grüne Mensch auf Mikroebene seine Mitbürger mittels Verzichtsethik und ›Guilt Tripping‹ zu einem besseren Wesen erziehen will, überlässt er den Umbau der Wirtschaft im Sinne der angepriesenen Energiewende Großkonzernen,

die sich eine goldene Nase daran verdienen. Unternehmen mit Milliardenumsatz werden vom Staat dabei gefördert, eine klimawandelbekämpfende Neuordnung der Energieversorgung durchzusetzen, die bevölkerungsfeindlich und bürgerfern ist, aber grüne Konzerne zu neuen Monopolisten krönt. Die Bastardmoderne markiert den Siegeszug eines grünen Kapitalismus, der den Klimakampf als Vehikel für Profite missbraucht.

Hier schließt sich der Kreis zur Mülltrennung, denn an ihm zeigt sich, dass der Kampf gegen den Klimawandel ein top-down-Elitenprojekt darstellt. Der gute grüne Mensch externalisiert das Primat der Klimarettung auf Mitbürger mittels Schuldgefühlen und folgt den Interessen von Konzernen, die er als Verbündete im Kampf gegen die Apokalypse begreift.

Der gute grüne Mensch, der diesen Wandel vorantreibt, ist der Inbegriff von Naturferne. Er ist kein Naturmensch, sondern seine Antithese: Sein Radius bleibt großstädtisch, sein Umfeld eine Echokammer Gleichgesinnter, sein Verhältnis zur Umwelt rein instrumentell. Ökologie ist für ihn abstrakt, virtuell, algorithmisch; seine Rettungsagenda gleicht Tugendterror. Er teilt die Welt sauber in Gut und Böse – und das Böse erscheint als chlorhuhn-fressender, verbrennermotorfahrender, pelletheizender Mitbürger. Naturschutz drückt sich bei ihm in Messwerten aus: Emissionen, Gigawatt-Leistungen, CO₂-Bilanzen; aber seltenst durch ein Leben im Einklang mit Weide, See, Berg oder Moor. Wenn man sich jedenfalls anschaut, wie viele von den Klimahelden wirklich naturnah und ökologisch leben, dann beschleicht einen das Gefühl, dass es in der Bastardmoderne weniger um die Bekämpfung des Klimawandels geht als vielmehr um eine shitbürgertumhafte Selbstgerechtigkeit.

Der Eifer des guten grünen Menschen kennt keine Grenzen, wenn es um den bevorstehenden Weltuntergang geht, und so changiert er zwischen Mistgabel (beim Kampf gegen Klimasünder) und Goldwaage (bei nicht eingehaltenen Politikversprechen). Er wetteifert gegen Einwegplastik und flaniert mit ReCup-Bechern über

den Boxhagener Platz, wo er sich dann Milchalternativen aus Soja oder Erbsenproteinen durch seinen weichgewordenen Pappstrohalm in die Speiseröhre zieht. Er verteuft Polyethylen im lokalen Konsumkreislauf und bestellt zeitgleich USB-C-Kabel auf Amazon. Er predigt den Fleischverzehr als Sünde gegen die Erde und kauft bei Alnatura Räuchertofu. Der gute grüne Mensch schimpft wie ein Rohrspatz, ohne zu wissen, wie Spatzen aussehen. Seine Hypokrisie hinterfragt er nicht. Dafür berechnet, hashtagt, offsettet er und hat im Klimawandelkampf einen ›Grift‹, also einen lukrativen Karriereweg, gefunden.

Verbote, die der gute grüne Mensch herbeisehnt, sind sein moralischer Panzer: Sie schützen nicht die Erde, sondern seinen Thron. Er verachtet ›Fast Fashion‹ und Kinderarbeit in Bangladesch, aber zieht sich besonders gerne Kokain per Edelstahlstrohalm rein, das aus Peru und Bolivien stammt, nur durch Blutzoll und Ausbeutung nach Europa kommt und die Organisierte Kriminalität wuchern lässt. Hat der gute grüne Mensch Pech, wurde sein Koks im Eppendorf-Gefäß vom arabischen Großfamiliendealer mit Katzenstreu und Speed gestreckt. Es weist ohnehin eine eher fragwürdige CO₂-Bilanz aus –, aber hey, man kann nicht alles haben. Auf Shemshem lässt es sich besonders gut erörtern, wie die Welt zu retten sei.

Der Umgang mit dem Klimawandel in der Bastardmoderne gleicht einer Hysterie. Viel sinnvoller wäre es, in der Erderwärmung (von der nicht sicher ist, wie sehr sie menschengemacht ist) keinen Weltuntergang zu sehen. Der Klima-Experte Michael Shellenberger nennt diesen Alarmismus eine Scharlatanerie: Zwar sei der Klimawandel real, so Shellenberger, »aber es ist nicht das Ende der Welt. Es ist nicht einmal unser ernstestes Umweltproblem.«

Beim guten grünen Menschen hingegen ›brennt‹ die Welt pausenlos, und insgeheim hofft er, dass das Feuer nicht erlischt, weil der Brand sein ganzes Dasein heizt. Ohne dass sein Gewissen davon belastet würde, fliegt er öfter, schneller, weiter – und besonders gerne Langstrecke. Die Sünde, die er anderen vorhält, gönnt er sich selbst als notwendiges Übel. Und während der gute

grüne Mensch den CO₂-Fußabdruck als modernen Ablasshandel beschwört, postet er Badestrand-Selfies vom Thailand-Urlaub auf Phuket (#globetrotter).

Mit dem Verständnis von Ökologie und der Naturliebe der Generation meines Vaters hat all das nicht mehr viel gemein: Diese schnappte sich einen Rucksack und wanderte durchs Unterholz – nicht mit App im Handy und CO₂-Rechner im Kopf, nicht mit nachhaltig produzierten Veja-Sneakern für 120 Euro und Patagonia-Jacken, sondern mit einem simplen Kribbeln im Bauch, weil die Welt da draußen es wert war, sie zu erkunden, weil man sie riechen, schmecken, spüren konnte, ohne dass Klimakampfkönige dazwischen gröhlten: »There is no planet B!«

Das mag nach falscher ›Früher war alles besser-Nostalgie klingen. Und vielleicht war die Welt vor dem guten grünen Menschen gar nicht besser. Sie war aber anders, sie war zweifelsohne grüner.

IX. EINE VERLORENE GENERATION EINE JUGEND OHNE GOTT

Der spektakulärste Essay des Jahres 2025 stammt von einem Millennial mit kurz geschorenem Haar und einem Sechstagebart aus Los Angeles. Er erschien im Dezember in der englischsprachigen Zeitschrift *Compact Magazine*. Der Drehbuchautor Jacob Savage beschreibt darin in 124 Absätzen mit schneidender Schärfe, wie eine ganze Generation junger weißer Männer in kreativen Berufen systematisch verdrängt wurde. Der Kern des Problems lässt sich in drei Buchstaben verdichten: DEI.

Savage zeichnet nach, wie die Paradigmen von ›Diversity, Equity, Inclusion‹, also Diversität, Gleichstellung und Inklusion, ab 2014 von einem hehren Ideal zu einem unbarmherzigen Werkzeug der Umverteilung von Chancen pervertiert wurden. Der Essay des 32-Jährigen, der selbst aus privilegierten Verhältnissen kommt, an der Princeton University studierte und anschließend Drehbücher für zahlreiche TV-Produktionen verfasste, entfaltet eine immense Wucht, weil er die Tragödie einer ganzen Kohorte greifbar macht: Eine Generation, die im festen Glauben an Meritokratie herangewachsen ist, stößt nun auf Barrieren, die ethnisch und geschlechtlich definiert sind.

In Einstiegspositionen bei US-Fernsehproduktionen ist der Anteil weißer Männer von 48 Prozent im Jahr 2011 auf 11,9 Prozent im Jahr 2024 gesunken. An Eliteuniversitäten wie Harvard fiel er unter Geisteswissenschaftlern von 39 Prozent im Jahr 2014 auf 18 Prozent im Jahr 2023. Bei Amazon schrumpfte der weiße männliche Anteil in mittleren Führungspositionen von 55,8 auf 33,8 Prozent. Ähnliche dramatische Einbrüche zeichnen sich in medizinischen und juristischen Fakultäten ab. Disney's renommiertes ›Writing Program‹ hat in den vergangenen zehn Jahren kein

einziges Stipendium an einen jungen weißen Mann vergeben. All dies, so Savage, ereignete sich unter den Augen der Großväter, Onkel und Väter, die selbst von diesen demografischen Erschütterungen verschont blieben und weiterhin in Chefredaktionen, Universitäts-gremien und Hollywood-Studios die Fäden ziehen, während ihre Nachkommen an den Doktrinen der Vielfalt scheitern. »Die Vorgaben zur Diversifizierung trafen nicht die älteren weißen Männer, die in vielen Fällen noch immer enorme Macht ausüben«, so Savage. »Sie trafen uns.«

Was er beschreibt, hat sich zu einer schleichenden institutionellen Praxis entwickelt: Stellen bleiben unbesetzt, um Teams nicht ›zu weiß‹ erscheinen zu lassen; Karrieren geraten ins Stocken, weil Vielfalt über Talent siegt; Redaktionen werden ideologisch einseitig, verlieren an Glaubwürdigkeit und sodann ihre Leserschaft; die Wissenschaft opfert Objektivität und erhebt Pseudoreligionen zur akademischen Exzellenz. Kurz: Es entsteht eine Kultur der Selbstverachtung und Entfremdung. »Die Welt drückt dir nicht die Daumen, im Gegenteil, sie arbeitet bewusst gegen dich«, heißt es in dem Text, der den Titel »The Lost Generation« trägt: die verlorene Generation.

Savages Aufsatz hat viele nachdenklich und betroffen gemacht. Denn der Autor bringt etwas zum Ausdruck, das lange unterschwellig gegärt hat, nun aber mit Macht ins Licht der Öffentlichkeit drängt: Im Westen, in den USA wie in Deutschland, wächst eine Generation heran, die im Bann eines entfesselten Vielfaltszeitgeistes steht. Dieser Zeitgeist treibt nicht nur migrantische Verwerfungen voran, sondern macht die Einheimischen zu Zaungästen in ihrem eigenen Spiel. Die Entwicklung zu einer bunten Toleranzgesellschaft mit Gleichheit, Diversität und Inklusion prägt generationelle Erzählungen und kulturelle Codes. Sie schafft neue Identifikationsräume, Kommunikationsmodelle, Role Models und Narrative, und sie drängt dabei weiße Menschen aus diesen Ländern sukzessive an den Rand.

Der Essay wirft ein grelles Schlaglicht auf die verbreitete Ernüchterung, die unter jungen Menschen ohne oder mit

unpassendem Migrationshintergrund zum prägenden Gefühl ihrer Epoche avanciert ist. Ihre Zukunftsaussichten erscheinen, zumindest subjektiv und im Vergleich zu den Vorgängergenerationen, eingetrübt. Viele Millennials (geboren Anfang der 1980er bis Mitte der 1990er) und Gen-Z-Angehörige (geboren zwischen 1996 und 2010) nehmen wahr, dass sie durch Zuwanderungszahlen, Geburtenraten und Vielfaltsnarrative zunehmend im Abseits stehen. »Demografie ist Schicksal«, heißt es oft, doch in dieser Konstellation bedeutet ›Schicksal‹ nicht nur Netto-Zuwanderung und Kinder-pro-Kopf-Statistiken. Demografie bedeutet auch: Junge Weiße, Europäer wie Amerikaner, verkommen in zahlreichen Branchen zu Außenseitern und Ausgegrenzten, – und sollen dabei auch noch progressive Dogmen widerspruchslos akzeptieren.

Dieses Phänomen zeigt sich auch in der Bundesrepublik: Junge Erwachsene haben miterlebt, wie ihre Heimat durch eine beispiellose Willkommenskultur binnen eines Jahrzehnts zum Siedlungsgebiet für Völker aus dem Nahen Osten und Afrika wurde. Ihre Wohnviertel sind oft bis zu Unkenntlichkeit verstellt, veränderte Gruppendynamiken in Cliquen und Sportvereinen haben sich entlang neuer Mehrheitsverhältnisse gebildet. Die Einheimischen finden sich in Schulklassen und Freundeskreisen wieder, in denen sie nun die Minderheit darstellen. Ihre Sprache wird zunehmend zu einem ›Pidgin-Deutsch‹, ihre Sätze beenden sie mit »vallah billah«. Trotz all dieser Tendenzen der Assimilation an die künftige Mehrheitsgesellschaft geißeln sich dann noch viele für ihren eigenen vermeintlichen Rassismus. Zudem erinnert sich die junge Generation in ihrer Sozialisierung und politischen Formung oft nur an eine Kanzlerin: Angela Merkel, die in 16 Jahren Regentschaft den Markenkern der Union zerstörte, eine suizidale Migrationspolitik durchsetzte, den Weg in den wirtschaftlichen Niedergang bereitete und das alles mit inhaltsleeren Politphrasen garnierte. Kein Wunder, dass Politikverdrossenheit eine zwingende Folgeerscheinung ist. Junge Menschen sehen sich mit einer Bundesrepublik konfrontiert, die sich fundamental von der ihrer

Eltern unterscheidet: Das homogene Deutschland der Wim-Wenders-Filme, der Ära Harald oder Helmut Schmidt, des ewigen Wirtschaftswachstums ist unwiederbringlich verloren gegangen. Die Generation Alpha, ab 2010 geboren, wird dieses alte Deutschland nicht mal mehr erahnen können.

Junge Menschen zwischen 16 und 35 Jahren betreten heute eine Arbeitswelt, in der ihnen rasch klar wird, dass ein sinkendes beziehungsweise stagnierendes Bruttoinlandsprodukt und drohende Automatisierung keine allzu rosigen Aussichten versprechen. Immer mehr von ihnen realisieren, dass sie es, entgegen der Erzählung ihrer Eltern, nicht besser haben werden, sondern schon bald Verarmungstendenzen und Verteilungskämpfen ausgesetzt sein dürften.

Dies verändert auch die politische Landschaft: Bei der Europawahl 2024 holte die AfD unter 16- bis 24-Jährigen bundesweit 16 Prozent: ein deutlicher Zuwachs, der in ostdeutschen Landtagswahlen wie in Thüringen auf 38 Prozent kletterte. Sogar in Jugendwahlen wie der U18-Bundestagswahl 2025 erreichte die Rechtspartei bis zu 35 Prozent in den neuen Ländern und wurde dort zur stärksten Kraft. Auch in der Studie »Jugend in Deutschland 2024« avancierte die Partei zur Favoritin bei 14- bis 29-Jährigen. Auf Plattformen wie TikTok, die besonders von jungen Menschen unter 25 genutzt werden, greift die AfD Themen wie Migration, Identitätsverlust, Deindustrialisierung und Unsicherheit auf und erreicht damit Millionen Nutzer. Politiker wie Maximilian Kraus und Ulrich Siegmund gelten als Influencer auf der Plattform. Auch die Linke schneidet unter jungen Wählern überdurchschnittlich gut ab.

In diesem ›Vibe Shift‹, also einem bemerkbaren Stimmungswandel, wenden sich nachkommende Generationen von etablierten Narrativen ab, die für die alte Bundesrepublik stilprägend waren: Die Erinnerungskultur und Vergangenheitsbewältigung, die die Gräueltaten des NS-Regimes im kollektiven Gedächtnis bewahren sollen, erodieren bereits. Viele junge Menschen empfinden sie als praktizierte Zivilreligion, als Schuldkult mit Bekenntniszwang, der

ungeachtet seines womöglich edlen Vorsatzes, belastend und lähmend wirkt. »Was kann ich für die Verbrechen meiner Vorfahren?«, fragen sie einerseits. Und andererseits: »Ist diese Omnipräsenz von Schuld nicht kontraproduktiv, wenn es um ein eigenes nationales Selbstbewusstsein geht?«

Ein weiteres Beispiel: Der vielbeschworene ›Generationenvertrag‹, also das Umlageverfahren, das nach dem Krieg Altersunsicherheiten begegnen sollte, ist mausetot. Wo einst sechs Erwerbstätige einen Rentner trugen, sind es heute knapp zwei. Kein junger Mensch glaubt ernsthaft, dass bei seiner Altersversorgung auf die gesetzliche Rente Verlass ist, sondern dass er vorsorgen muss, um Altersarmut zu verhindern.

Was der Umgang mit der NS-Vergangenheit und ein funktionierendes Rentensystem gemein haben: Sie sind alte Gewissheiten, die die Bundesrepublik im 20. Jahrhundert ausgemacht haben, heute aber nicht mehr greifen.

Die DEI-Praktiken, die Savage in seinem Essay beleuchtet, haben Deutschland längst erreicht und benachteiligen junge Einheimische, die keine Minderheitenmerkmale oder Diskriminierungskriterien vorweisen können. In der Kulturförderung etwa priorisieren Förderprogramme Projekte mit diversen Teams, was junge weiße Männer oft ausschließt. Die Kulturstiftung des Bundes zielt in ihren Richtlinien explizit auf interkulturelle Ansätze ab, die ethnische Vielfalt über Qualität stellen. Medienhäuser lechzen nach migrantischen Biografien und Sprachenkenntnissen, mit denen die fremdsprachigen Medienangebote ausgebaut werden – und nicht selten sind es diejenigen Publizisten, die sich in einem tief rassistischen Land wähen und zu allerhand Diskriminierungen recherchieren, die gleichzeitig mit reichlich Journalismuspreisen bedacht werden und Recherchestipendien ergattern. Geradezu grotesk ist der Fall des anti-weißen Autors Mohamed Amjahid, der durch übelste Anti-Polizei-Propaganda und regelrecht obsessive Deutschlandfeindlichkeit bekannt wurde und ein Stipendium im Thomas-Mann-Haus (!) in Los Angeles erhielt. In den vergangenen

Jahren oder gar Jahrzehnten gab es so gut wie kein einziges Film- oder Theaterprojekt, das aus einer explizit rechtskonservativen, migrationskritischen oder heimatbejahenden Perspektive verfasst wurde. Stattdessen produziert die Branche immer neue Müll-Drehbücher, die realitätsferne Narrative über getötete Flüchtlinge und rechte Verschwörer unters Volk bringen sollen. Nicht nur beim durchschnittlichen Filmfestival wird das sichtbar, auch jeden dritten Sonntag um 20:15 Uhr beim *Tatort* in der ARD sind diese Blüten deutscher Filmdramaturgie zu bestaunen. Hat jemand mal versucht, eine Förderung für ein Kunstprojekt zu erhalten, das dezidiert die deutsche Geschichte bejaht und einen positiven Heimatbezug prägt? Ein Ding der Unmöglichkeit.

Gerade in kreativen Berufen der Kulturbranche und der Medien, aber auch in der Politik und bei NGOs macht sich allmählich Ernüchterung breit. Die Desillusion, die mittlerweile den Alltag und die Zukunftsaussichten von Millennials, Gen Z und Alpha gleichermaßen prägt, führt sie zu der Frage: Wer ist an der ›Lost-Generation‹-Misere Schuld? Als Antwort betritt der ›Boomer‹ die Bühne, ein bastardmoderner Kampfbegriff, der im Zentrum einer Debatte über Generationengerechtigkeit steht.

Der Boomer ist die Symbolfigur eines intergenerationalen Konflikts, den Jüngere als leibhaftige Ungerechtigkeit empfinden. Mit steigender Lebenserwartung wuchs der Anteil der Pensionäre, während die arbeitende Jugend im gleichen Zeitraum schrumpfte. Die ›Age-dependency Ratio‹, also die Kennzahl für das Verhältnis abhängiger zu erwerbsfähiger Bevölkerung, stieg von 21,56 (1990) auf 36,88 (2024). Prognosen sehen sie 2040 bei etwa 50, was bedeutet, dass auf 100 Personen im Alter von 20 bis 65 Jahren 50 Personen über 65 Jahren entfallen, die alle eine Rente wollen.

Anders gesagt: Junge Menschen, belastet durch steigende Mieten, stagnierende Löhne, die Wohnungskrise und Turbomigration sowie die Einschränkung der Meinungsfreiheit und die Zurichtung einer ›woken‹ Gesellschaft, fühlen sich betrogen. Sie beobachten schon jetzt, dass Senioren übergewichtiger politische Entscheidungsträger

sind, die nicht immer, aber sehr oft gegen die Interessen der Jungen wählen. Bei der Bundestagswahl 2025 machten die über 60-Jährigen rund 42 Prozent der Wahlberechtigten aus. Diese Kohorte tendiert stark zu etablierten Parteien wie der Union, die bei den über 60-Jährigen 38 Prozent erreichte, gefolgt von der SPD mit 22 bis 23 Prozent. Überspitzt gesagt: Immer mehr alte Menschen wählen Altparteien, die den Jungen die Scheiße eingebrockt haben, mit der sie sich konfrontiert sehen. Und diese wiederum nimmt die Bastardmoderne als Gerontokratie wahr.

Der Boomer ist, das muss man voranschicken, ein schwammiger Begriff. Eigentlich versteht man darunter die Babyboomer-Generation der heute 60- bis 80-Jährigen, die nach dem Krieg geboren wurden. Der Ausdruck hat sich im Internetzeitalter aber verselbstständigt und ist zu einem Sammelbegriff für ältere Menschen geworden, deren intellektuelle Dynamik begrenzt ist, deren Anschauungen zementiert sind und deren Habitus auf Altbewährtem beruht. Er kann aber auch 50- oder 40-jährige umfassen, dann bezieht er sich auf eine bestimmte Haltung und Weltsicht mit regressiven Zügen; gemeint ist hier der ›Geistesboomer‹.

In Boomern sieht die junge Generation jedenfalls die Schuldigen für den Status quo: Eine Generation, die vom Aufschwung profitierte, Reichtum anhäufte, zu wenige Kinder zeugte und bestimmte unheilvolle politische Weichenstellungen zuließ. Dem Boomer wird vorgeworfen, das Land – ob durch Wahlpräferenzen oder Überzeugungstaten – nachhaltig zum Schlechten verändert zu haben. Nun ginge er in Rente und fordere Pensionen, während Millennials und Gen Z mit Schulden und Unsicherheit rängen. Den Boomer-Hass teilen sich Linke (der Boomer als Sündenbock, der Klimaschutz verhindert hat und soziale Gerechtigkeit nicht zuließ) wie Rechte (der Boomer als Ausgeburt von grenzenloser Toleranz, die für Überfremdung verantwortlich ist und überhaupt dem links-liberalen Zeitgeist zu seinem Siegeszug verhalf).

In der Bastardmoderne begegnet uns der Links- wie Rechtsboomer jedenfalls ständig: Er lugt an der Supermarktkasse über

seine Brille, um seine Treuepunkte-App zu öffnen und Rabatte zu scannen. Er beklebt seinen VW-Kombi mit Stickers wie »Ich brems nicht für Klimakleber« oder »Greta Thunberg hates this«. Er scrollt durch Facebook, teilt Memes mit KI-Bildern vollbusiger Blondinen, garniert mit tränenlachenden Emojis. Er rechtfertigt die Aufnahme von Millionen Syrern und Afghanen mit »Wir waren alle mal Flüchtlinge«, um gleich hinzuzufügen, man dürfe nicht pauschalisieren, es seien ja Menschen.

Der Boomer sitzt in der Straßenbahn mit Kopfhörern, hört skandinavische Krimi-Hörbücher und starrt missbilligend auf TikTok-drehende Jugendliche, in denen er den ›Untergang der Zivilisation‹ sieht. Im Südsee- oder Thailand-Urlaub checkt er in ein Airbnb ein, beschwert sich über die Heizung, ruft den Host an und erklärt, wie man früher mit einem Thermostat umging, um im Anschluss eine Ein-Sterne-Bewertung zu hinterlassen: »Zu kompliziert für normale Leute.« Er ist rechtsstaatgläubig, systemstabilisierend, er liebt nicht selten den Westen, er hasst aber auch nicht selten den Westen, er zetert gegen E-Autos und sieht in der Antifa eine ›neue SA‹ oder ›Linksfaschisten‹. Er denkt in Kategorien der ›demokratischen Mitte‹ und in Helmut-Schmidt-Zitaten. Auch sein Parteienbild ist aus der Zeit gefallen: Die SPD repräsentiert für den Boomer den ›kleinen Mann‹, die Grünen retten wahlweise die Umwelt für die Jugend, damit diese eine bessere Zukunft habe, oder sind ›Ökosozialisten‹. Die Linke ist die ›Mauermörderpartei‹, die CDU schafft (diesmal endlich) die ›konservative Wende‹ und die AfD gilt entweder als Heilsversprechen oder als NSDAP-Reinkarnation, denn: ›aus Worten folgen Taten‹.

Freitagvormittags schleicht der Boomer mit Gehstock oder Rolator durch Edeka-Gänge in bourgeoisen Wohlstandsvierteln und frönt dem Konsum von Raritäten, indem er Comté-Käse, Kaki und Creme de Cassis kauft, die er mit altem Geld nach wie vor mühelos bezahlen kann. Auf sozialen Medien ist er AI-gläubig und fake-news-affin, missversteht regelmäßig Satire, auf die er mit wütenden Abrechnungen reagiert, und fürchtet ›Hacks‹, weshalb er

sich ständig auf Portalen ausloggt. In WhatsApp-Familiengruppen verschickt er sehr oft unlustige Comicbildchen, auf denen etwa ein älterer Herr seinem Sohn die Schneeschaukel reicht und in einer Sprechblase zu lesen ist: »Dafür gibt es keine App«.

Der Boomer liebt Bargeld im Portemonnaie, Gartenkataloge, zünftige Franz-Josef-Strauß-Zitate (in Bayern), verklärende Ostalgie-Soljanka-Datscha-Romantik (in Sachsen) und Schrebergärten und Currywurst als Zeichen seiner Verbundenheit mit der Arbeiterschaft (in Westdeutschland). Der Boomer ist Waldemar Hartmann, Ruprecht Polenz, Ralph Ruthe, Peter Hahne, Wolfgang Thierse oder Winfried Kretschmann. Er ist alles, was Millennials und Gen Z nicht werden wollen, obwohl er glaubt, alles ermöglicht zu haben, was Millennials und Gen Z werden wollen. Wofür diese gefälligst dankbar sein sollen.

Umgekehrt wirft der Boomer den Jungen vor, in einer Welt unendlicher Optionen orientierungslos zu treiben. Wo einst deutliche Pfade existierten – vierzig Jahre im selben Betrieb und ›Schaffe, schaffe, Häusle bauen‹ –, fehle es heute an unbeirrbarem Arbeitseifer. Stattdessen: Idealismus, der in Klimademos, Remigrationsforderungen, Work-Life-Balance und der Forderung nach einer Viertagewoche mündet. Der Boomer fragt, wo das Siezen, der Anstand, die Manieren und das Savoir-vivre geblieben sind, wo die Etikette der jungen Generation hin ist, in der keiner mehr Briefe schreibt und nicht mehr anruft, sondern nur noch durch Emojis, Anglizismen und einsilbige Chats kommuniziert? Natürlich, räumt er ein, wüchsen sie, die Jungen, in Krisen auf: Finanzcrash, Pandemie, Migrationskrise, Klimawandel. Doch das mache sie empfindlich und zerbrechlich statt resilient wie ihn aus der Nachkriegsgeneration. Der Vorwurf hallt nach: »Ihr habt alles und seid doch nichts Greifbares. Euch steht die Welt offen, weil ihr für nichts kämpfen musstet.« Sieben Ausrufezeichen.

Viele Vorwürfe sind lächerlich, doch nicht alle: Es gibt gewichtige Gründe, der Entwicklung der jungen Generation mit Skepsis zu begegnen, das Stichwort heißt hier Kulturpessimismus. Sieht

man, wie 16- bis 30-Jährige zwischen Social-Media-Algorithmen, Künstlicher Intelligenz und falschen Idolen aufwachsen, sollten für kritische Menschen »alle Alarmlampen angehen«, was, ganz nebenbei, ein typischer Boomer-Ausdruck ist.

»Dass diese Burschen alles ablehnen, was mir heilig ist, wäre zwar noch nicht so schlimm. [...] Alles Denken ist ihnen verhasst. Sie pfeifen auf den Menschen! Sie wollen Maschinen sein, Schrauben, Räder, Kolben, Riemen«, schrieb der österreichisch-ungarische Autor Ödön von Horváth 1937. »Doch noch lieber als Maschinen wären sie Munition: Bomben, Shrapnells, Granaten. Wie gerne würden sie krepieren auf irgendeinem Feld! Der Name auf einem Kriegerdenkmal ist der Traum ihrer Pubertät.« Die Zitate stammen aus Horváths bekanntestem Werk *Jugend ohne Gott*. Der Roman thematisiert eine Generation ohne moralische Orientierung und religiösen Halt, anfällig für Brutalität und Ideologien. Der Protagonist, ein Lehrer, wehrt sich in der Erzählung als Intellektueller gegen die Gleichschaltung im Vorkriegsdeutschlands, wird isoliert und sieht sich einer jungen Generation gegenüber, die Überlegenheitsfantasien, Antisemitismus, Rassismus und Kriegsbegeisterung erliegt. Sie verwerflost moralisch, während der Staat zunehmend autoritär wird.

Historische Analogien erfordern Vorsicht, und der inflationäre NS-Vergleich ist archetypisch für die Bastardmoderne. Das Ziehen von Parallelen zu Nationalsozialismus, Zweitem Weltkrieg und Holocaust ist dabei in der Jetztzeit zu einem perfiden Werkzeug der progressiven Linken geworden, um Debatten abzuwürgen und Kritik zu diskreditieren. Dennoch: In den letzten zwei Jahren erinnerte ich mich oft an Horváths Werk. Die Milieustudie der 1930er hat in mir die Frage aufgeworfen: Wie steht es um die Heranwachsenden der Bastardmoderne? Zeigt sich nicht auch bei ihnen eine »Jugend ohne Gott«?

Wenn man den Titel wörtlich nimmt, ja. Die heutige Jugend ist gottlos wie nie. Laut der Trendstudie *Jugend in Deutschland 2025* der Uni Potsdam verneinen fast 60 Prozent der 14- bis 29-Jährigen

einen persönlichen Gott. In der Shell-Jugendstudie 2024 rangieren Kirchen mit 2,4 (auf einer Skala bis 5) am Ende der Vertrauensinstitutionen. Die EKD verzeichnet Hunderttausende Austritte in den vergangenen zwei Jahren, was eine Halbierung ihrer Mitglieder bis Mitte der 2040er andeutet. Wenn aber ein Glaubenssystem wegfällt, das ethisch anleitet und das Leben mit einem transzendenten Sinn ausfüllt, treten Ersatzdogmen an seine Stelle: Queere Lebensentwürfe und der Klimakampf, aber auch Antirassismus- und Vielfaltserzählungen wirken dabei mitunter wie ziviler Religionsersatz.

Die ›Jugend ohne Gott‹ der Bastardmoderne ist aber nicht nur gottlos, was schon Grund genug für Kulturpessimismus wäre, sondern in erster Linie dümmere als jede Generation zuvor. Dies mag ein hartes Urteil sein, wird jedoch von Daten untermauert. Die PISA-Ergebnisse verschlechtern sich seit Jahren, und die von 2022 markiert ein historisches Tief. Das Leistungsniveau in Mathematik, Naturwissenschaften und Lesen wies eine dramatische Senkung auf. Eine jüngste Studie zu Neuntklässlern unterstreicht den alarmierenden Zustand: Die Lernrückstände entsprechen in manchen Fächern einem vollen Schuljahr im Vergleich zum Niveau von 2018.

Der Anteil an Schülern mit Migrationshintergrund hat sich dabei seit 2012 von 13 auf 26 Prozent verdoppelt. In bildungsfernen Vierteln mit Parallelgesellschaften führt dies zu Schulen mit bis zu 90 Prozent Förderbedarf, in denen Sachkunde und Physik plötzlich zu ›Deutsch als Zweitsprache‹-Kursen werden. PISA-Daten zeigen, dass Schüler mit Migrationshintergrund als Gruppe 50 bis 60 Punkte unter dem Durchschnitt liegen, was den Bildungsabfall maßgeblich antreibt. Spricht man mit Lehrkräften im Bundesgebiet, sagen viele vor vorgehaltener Hand, dass durch kulturfremde Sozialisierung, Sprachdefizite, überhöhte Ehrgefühle und islamistische Lebensentwürfe ihrer Schüler der Berufsalltag an Schulen eine Zumutung geworden ist, in der Wissensvermittlung kaum möglich ist. Und die Anforderungen sacken ab: Bundesweit planen die Kultusminister ab 2025 eine Reduzierung der Leistungskurse, um

›Vergleichbarkeit‹ zu gewährleisten, ein Euphemismus für das Senken von Hürden, damit Durchfallquoten nicht explodieren und die Statistiken zu Bildungschancen hübsch aufgeblasen bleiben.

Vom Verfall der Bildungsnation Deutschland bekommt man bereits durch einen Blick auf die Lehrpläne und die Schülerverteilung auf die Schulformen eine Anschauung: In den 1970er-Jahren war die Matura kein fröhliches Happy-Hippo-Freizeitvergnügen, sondern ein Härtetest für die Elite. Nur 6 bis 10 Prozent eines Jahrgangs schafften es, nicht über 50 Prozent wie heute, die mitunter mit Wasserkopf-Noten durchgewunken werden. In Deutsch mussten noch in den 1970er-Jahren Schüler 25 bis 30 Werke vollständig gelesen und analysiert haben: Goethes *Faust I und II*, Schillers *Räuber*, Lessings *Nathan*, Kafkas *Prozess*, Manns *Zauberberg*, Brechts *Mutter Courage*, oft einhergehend mit Zitierfähigkeit, Epochenkontext, Stilmittelanalysen und tiefgehenden Interpretationen. Heute genügen vielerorts 8 bis 12 Pflichttexte, die nicht einmal gelesen werden müssen, sondern per YouTube-Zusammenfassung oder KI-Prompt analysiert werden. In Berlin lesen Gymnasiasten Klassiker von Goethe und Schiller in vereinfachter Sprache, weil die Originaltexte sie überfordern. Auch in Geschichte war das Curriculum brutal: der wortgetreue Text von Bismarcks »Blut-und-Eisen«-Rede, alle Artikel der Paulskirchenverfassung, die vollständige Chronologie der Weimarer Republik mit Reichskanzlern und Kabinetten von 1919 bis 1933, präzise Daten zur Wannsee-Konferenz, den Nürnberger Prozessen und dem Potsdamer Abkommen. Mein Vater, der im kommunistischen Polen maturierte, entsinnt sich an Leistungsanforderungen in Geschichte, die heute nirgends mehr abgefragt würden, mitsamt exakten Jahreszahlen von Ereignissen über Jahrhunderte, Dynastienabfolgen, Primärquellen-Analysen. Das Abitur der Nachkriegsjahre war ein Sieb, das die Besten herausfilterte und belastbare Menschen formte. Das Abitur von 2025 ist ein Durchlauferhitzer für alle, damit keiner zurückbleibt. Früher schuf das Bildungssystem Gebildete. Heute schafft es eine Generation, die immerhin eine Fremdsprache mehr

beherrscht als ihre Eltern, PowerPoint bedienen kann, in ›Social Justice‹-Feldern aktiv ist und perfekt erklären kann, warum sie ›getriggert‹ wird.

An dieser Stelle soll nicht unerwähnt bleiben, dass der Kulturpessimismus selbst so alt ist wie die Menschheit, und schon der Dichter Hesiod 700 v. Chr. über die Verderbtheit der Jugend lamentierte, Aristoteles sie als übertrieben enthusiastisch, realitätsfremd und gefühlsgeleitet beschrieb, Horaz einen Leistungsabfall beklagte, welcher in Korruption münde, während Seneca sie als respektlos und dekadent darstellte. Man kann mittelalterliche Autoren wie Peter den Einsiedler und Autoren wie Oswald Spengler zitieren, die Sittenverfall und Bildungskrise beklagten. Was aber, wenn die scheinbar seit jeher vorhandene Klage über die ›Jugend von heute‹ nicht Zeugnis darüber ablegt, dass ältere Generationen stets übertrieben, sondern dass wir uns in einer Abwärtsspirale befinden, die epochenübergreifend unterschiedlich, aber empirisch beobachtbar ist und sich in der Bastardmoderne weiter zuspitzt?

Mit dem Leistungsverfall am Gymnasium geht die Abwertung von Real- und Hauptschulen einher. Was einst als solider, praxisnaher Weg in den Berufsalltag galt – gemeint ist die mittlere Reife, die Tausende in Handwerksjobs führte –, wurde zu einer Verliererstraße degradiert, während das Gymnasium mit Hochschulreife zum einzig angesehenen Bildungsweg wurde. Der Fachkräftemangel in Handwerksberufen hat sich in Deutschland derweil zu einem akuten strukturellen Problem entwickelt. Laut dem Zentralverband des Deutschen Handwerks fehlen derzeit rund 250.000 Fachkräfte im Handwerk, wobei besonders Berufe wie Elektriker, Klempner, Installateure und Bauspezialisten betroffen sind.

Interessant ist dabei auch, wie sich migrantische Bastardmoderne und Fachkräftemangel gegenseitig bedingen. Zunehmend ist zu beobachten, dass arabische Teenager aus Brennpunktvierteln heute wie selbstverständlich fragen, weshalb sie denn überhaupt eine harte (und mies bezahlte) Ausbildung als Maurer, Klempner oder Dachdecker anstreben sollen. Wenn aber riskante und

zweilightige Lebensentwürfe in einer migrantischen Schattenrealität inzwischen lukrativer sind als der ehrliche und gerade Weg auf dem deutschen Arbeitsmarkt, muss man sich eine Reihe von Fragen stellen: Was ging und geht bei der Eingliederung von Zweit- und Drittgenerations-Migranten ins Berufsleben schief? Welche Rolle spielt dabei die schiere Quantität an Migranten, die Teil des deutschen Arbeitsmarktes werden sollten? Warum wertschätzt, sowohl finanziell als auch sozial, unsere Gesellschaft jene erwähnten Ausbildungsjobs nicht ausreichend?

Seit den Bildungsreformen der 1960er und 1970er, getrieben von dem ideologisch unterfütterten Anspruch, möglichst vielen jungen Menschen den Zugang zu den Universitäten zu gewähren und dem Mantra der ›Chancengleichheit für alle‹, explodierte die Abiturientenquote jedenfalls: von mageren 9,8 Prozent 1970 auf über 50 Prozent heute. ›Gymnasien für alle‹, so das Credo, das gleichzeitig Beleg für eine Krise ist: Wenn geradezu jeder elitär und perspektivisch hochschulreif sein soll, dann verlieren Elite und Hochschulreife ihren Wert.

Auch die Universitäten hierzulande sind zu Lachnummern verkommen. Studienplätze sind Massenware mit Matrikelnummern. Jeder soll, will und muss studieren. 2025 zählte die Bundesrepublik über 2,9 Millionen Studenten und damit mehr als je zuvor – und das bei einer Abbruchquote (in Bachelor-Studiengängen) von bis zu 35 Prozent. Die Unis platzen aus allen Nähten, Professoren fordern mehr Geld, und am Ende entsteht ein Abschluss, so wertvoll wie das recycelte Klopapier einer hamashörigen Unitoilette.

Die Hochschulen selbst haben sich zudem zu Schaltzentralen eines linksprogressiven Gesellschaftsumbaus gewandelt. Deutlich wird das nicht nur am Massenzulauf, sondern auch am Aufstieg der ›Grievance Studies‹, also wissenschaftlich legitimierter Opferolympiaden, die erforschen, in welchen Bereichen der Gesellschaft Diskriminierung (gegen Schwarze, Schwule, Lesben, Transpersonen, Frauen, Asiaten, und so weiter) vorherrscht. Ein Beispiel aus den USA machte dies vor wenigen Jahren besonders

deutlich: Die Autoren James Lindsay, Helen Pluckrose und Peter Boghossian verfassten 2017 absurde Hoax-Papers mit kruden Thesen. Darin behaupteten sie etwa, Hundeparks in Portland förderten Vergewaltigungskultur (›Rape Culture‹) unter Vierbeinern. Ein anderes Paper schlug vor, weiße Männer zu analem Sex mit Dildos zu ermutigen, um Vorurteile abzubauen. In »The Conceptual Penis as a Social Construct« argumentieren die Autoren wiederum, dass der Penis nicht als biologisch männlich betrachtet werden sollte, sondern als soziales Konstrukt, das unter anderem für Klimawandel verantwortlich gemacht werden könnte. Das Paper wurde in der Zeitschrift *Cogent Social Sciences* veröffentlicht.

Auch in Deutschland erobern linksprogressive Studiengänge die Fakultäten. An der Universität Kassel heißt es: »Nachhaltigkeit und Postkoloniale Studien«, an der Humboldt-Universität zu Berlin werden »Postkoloniale Geschlechterstudien« gelehrt. Themen wie ›Rassismus als epistemische Gewalt‹ oder ›Queere Dekolonisierung‹ formen aus Absolventen Aktivist:innen. Und der Einfluss reicht tiefer: Weltbilder, die Weißsein problematisieren, normative Schönheitsideale (›Fat Studies‹) dekonstruieren, Kolonialgeschichte als Ursünde darstellen und Klimawandelapokalypsen, Antirassismus sowie Regenbogen-Ideologie zu wissenschaftlichen Postulaten erheben, verbreiten sich nicht nur in den Geisteswissenschaften, sie bestimmen fächerübergreifende Lehrstühle und Seminarangebote. Im Studienjahr 2024/2025 und angrenzenden Semestern boten deutsche Universitäten Seminare an wie: »Queere Ansätze zur Korpus- und Diskurslinguistik« (Uni Hamburg), »Post- und Dekoloniale Politische Ökologie« (Uni Kassel), »Kritische Weißseinsforschung: Reflexion über Macht« (Uni Köln) oder »Klima und Feminismus« (Uni Bremen).

Wie sehr diese Disziplinen den Nährboden für bastardmodernen Hokusfokus bereiten, wird deutlich, wenn man auf den Kanadier Aaron Barry blickt. 2024 erfand Barry, selbst weißer Mann, mehrere Identitäten, darunter etwa ein »genderfluides, nicht-binäres Mitglied der nigerianischen Diaspora« namens

Adele Nwankwo, und reichte Gedichte ein, die so hirnverbrannt waren, dass selbst ein Betrunkener sie nicht runtergeschrieben hätte. Ein Stück etwa begann mit einem gefälschten Toni-Morrison-Zitat über das »Navigieren einer weißen Männermacht-Welt« und enthielt Zeilen wie »voodoo prak tik casta oyal drip drip«, also gefälschtes Kreolisch, das als ›dekoloniale Poesie‹ durchging. Ein anderes Gedicht, betitelt »Shakespeare's Cmslt«, hielt eine völlig wirre Aneinanderreihung von Shakespeare-Anspielungen und sexuellen Begriffen bereit, die durch Fragezeichen und Emojis voneinander getrennt wurden. Es begann mit der Frage »Sein oder nicht sein«, um auf den Namen Shakespeares »kleine Cumslut« folgen zu lassen. In »Ophelia« geht es um »Tightass«, »Spanken« und eine »kleine Schlampe«, wobei unklar ist, wie die Begriffe in Verbindung miteinander stehen. Das ›Gedicht‹, im *JakeTheMag* unter dem Pseudonym »b.h. pfein« mit den selbstgewählten Pronomen »it's/complicated« publiziert, wurde für den *Best of the Net Award* nominiert. Als die Täuschung aufflog, war das Geheul der Poeten-Szene groß, nicht weil sie auf einen Hoax hereingefallen waren, sondern weil ein weißer Mann es gewagt hatte, eine ›marginalisierte Identität‹ zu usurpieren. In der Logik der Bastardmoderne zählt nicht der Schwachsinn, sondern der richtige Opferstatus, und der Weg dahin wird bereits an Hochschulen und ihren identitätspolitischen Disziplinen bereitet.

Dass Barry den Lyrikbetrieb und Pluckrose und Lindsay die »Grievance Studies« der Universitäten hopsnehmen konnten, ist kein Zufall: Die Ideologien der Bastardmoderne – Klimafanatismus, LGBTQ-Zivilreligion, Migrationsextremismus und soziale Gerechtigkeit für jede noch so absurde Splittergruppe – haben die Bildungsinstitutionen gekapert. Schulen und Unis sind nicht mehr Orte kritischen Denkens, sondern lehren, wie man zu denken hat. Die Folge des absinkenden Bildungsniveaus, der Ideologisierung von Unterricht und Studium, der ideologischen und politischen Indienststellung der Wissenschaft ist eine veritable Elitenkrise. Immer mehr Spitzenkräfte kehren Deutschland den Rücken und

wandern nach Kalifornien, Singapur oder Zürich aus, weil der hiesige Standort unattraktiv geworden ist. Die Universitäten spucken stattdessen eine ganze Generation von Ideologen aus, die im Zeitalter des Selfie- und Selbstdarstellungsstaates zu einflussreichen Figuren heranreifen. Die Elitenkrise der Bastardmoderne offenbart sich besonders grotesk in Wirtschaftsministern, die keinerlei Ahnung von Physik besitzen, und dennoch mit großer Inbrunst die Energiewende vorantreiben; in Außenministerinnen, die fehlerhaftes Englisch sprechen, sich aber als große Diplomaten verstehen; in Landwirtschaftsministern, die nie auf einem Bauernhof gesehen wurden, sowie in Queer-, Antidiskriminierungs- oder Vielfaltsbeauftragten, die buchstäblich nichts können, aber bastardmoderne Ideologie mit bemerkenswerter Hingabe vorantreiben. Mittlerweile ist bei der Besetzung wichtiger Posten nicht mehr die Antwort auf die Frage »Wer kann es am besten?« maßgeblich, sondern allein die richtige Gesinnung in Kombination mit einer möglichst marginalisierten Identität. Damit wären wir wieder bei Jacob Savages ›Lost Generation‹, die in Wirklichkeit vielleicht auch ein ›Lost Country‹, ein verlorenes Land, bedeutet.

Wenn es darum geht, wie dieser Niedergang möglich wurde, führt kein Weg am Internet vorbei. Die Bildungskrise ist untrennbar mit dem Aufstieg des World Wide Web verknüpft: Das Internet hat Diskussionen entkernt, zwischenmenschliche Beziehungen entfremdet und das Lesen trivialisiert, indem es die Aufmerksamkeitsspanne auf Goldfischniveau herabdrückte und ›Trash-Content‹ zum sozialmedialen Goldstandard werden ließ.

Um das zu verstehen, lohnt ein Rückblick darauf, wie das Internet eigentlich groß wurde. Zu Beginn der Zweitausenderjahre war das Internet wirklich »Neuland«. Es etablierte sich zunächst langsam, schleichend im Leben der Deutschen. In Wohnzimmern summten klotzige 56k-Modemgeräte rauschige Signale, Bip-bip-bip-bip-bip-bip, Riiing – Zzzzt – Whiiiiir - Eeee-ooo-eeee-ooo, die wie Rufe aus einer fernen Welt wirkten, während die Verbindungen nur langsam die Bits und Bytes aus dem Netzäther holten.

In meiner frühen Jugend war AOL der Wächter am Tor zu dieser neuen Welt mit seiner scheppernden Begrüßungsmelodie und dem Posteingang, der wie ein futuristischer Briefkasten wirkte. In Deutschland gesellte sich T-Online dazu, das erste Massenportal, das Haushalte mit Nachrichten und E-Mails versorgte. Gechattet wurde auf ICQ, wo man Nummern austauschte und das ikonische »Uh-oh« Herzklopfen verursachte. eBay revolutionierte den Handel mit Online-Auktionen. Schnell wurde das Internet aber auch zur unerschöpflichen Wissensgrube: Die deutsche Wikipedia startete 2001 und wuchs explosionsartig zum kollaborativen Online-Lexikon heran. Suchmaschinen wie AltaVista oder Yahoo lieferten Trefferlisten zu jedem Topos, von Hausrezepten bis zur Raumfahrt. Bald triumphierte Google und machte es möglich, mit einem Klick die Bibliothek von Babel im Browser vorzufinden. Auch politisch öffnete das Internet Türen: Bürgerinitiativen wie Anti-Atomkraft-Kampagnen organisierten sich online, Petitionen zirkulierten rasend schnell, und die erste Digitalisierungswelle versprach eine »Demokratie 2.0«. Jeder mit Modem konnte mitreden, recherchieren, sich verbünden.

Heute fragt man sich unwillkürlich: War dieses Internet wirklich eine gute Idee? Zwei Jahrzehnte später scheint sich das Netz in sein Gegenteil verkehrt zu haben: Aus den offenen Foren sind Echokammern und Filterblasen geworden. Man kann gegen diese Sicht einwenden, dass das Internet insofern eine riesige Befreiung war, als es die Gatekeeper-Funktion von vorwiegend linken Medien beendete und neue Medien sowie Citizen-Journalismus ermöglichte. Ohne die lange zensierten, aber heute immer freier agierenden Social-Media-Plattformen gäbe es noch immer linke Mainstream-Medien-Narrative, die unwidersprochen blieben, sich aber mittlerweile immer größerer Kritik gegenübersehen. Das mag alles stimmen, andererseits aber brachte das deregulierte Internet allerhand Fragwürdiges in unser Leben, darunter sogenannten AI-Slop, Chatbots, Betrugsmaschen, Gewalt und Pornografie. Mit dem Zugang der Menschheit zum Internet wurde auch der Grund-

stein für die Überwachung im Alltag gelegt: Cookies und Tracker weben ein Netz aus Daten, von der Werbung bis zu politischen Empfehlungen wird alles heute mittels Userprofilen personalisiert.

Jugendliche, gefangen zwischen Doom-Scrolling und Dopamin-Hits, bestimmen unterdessen ihren Selbstwert durch Likes aus dem Vergleich mit Social-Media-Stars ab, die für sie zu Role Models geworden sind. Bereits mit acht Jahren besitzen 27 Prozent der deutschen Kinder ein eigenes Smartphone, ab zehn Jahren sind es über die Hälfte, und um die Zwölf herum drängen 76 Prozent darauf, oft erbeten als Statussymbol, ohne das man im Klassenzimmer und der Peer Group nicht mehr dazugehört. Sagen wir es mal so: Es gibt verdammt gute Gründe, warum Eltern alles daran setzen sollten, Ihre Kinder so lang wie möglich von Smartphones und Social-Media-Konten fernzuhalten. Interessanterweise hat gerade Social Media die Infantilisierung der Gesellschaft (tanzende Politiker) vorangetrieben und öffentlich gemacht, wie ordinär die junge Generation mitunter auftritt. Die bastardmoderne Welt der Social-Media-Influencer ist jedenfalls eine ganz eigene Grotteske.

Sie sieht zum Beispiel so aus: Laurafruityfairy, eine Influencerin für Achtsamkeit, Innehalten und Nachhaltigkeit, beschreibt ihren Alltag in Berlin in einem Reel mit einer solchen Selbstgefälligkeit, dass man meinen könnte, sie habe das Rad neu erfunden, oder zumindest: das Fahrrad. Damit ist sie unterwegs, wenn sie von Strong Barre-Workouts zu veganen Cafés tingelt, Matcha schlürft («Kaffee vertrage ich gar nicht, aber Matcha tut mir immer richtig gut»), frisches Obst snackt und REWE-Bestellungen auspackt, nur um sich dann einen Mittagsschlaf zu gönnen, weil, na ja, der Tag als ›Content Creator‹ anstrengend ist. Im Anschluss geht es weiter mit bezahlter Werbung für vegane Produkte in der Instastory – und emotionale Reflexionen über Küchenarbeitsplatten. Zwischendurch trifft Lauryfruityfairy Freundinnen aus China-Tagen im Prenzlauer Berg, um Bowls mit ganz viel Gemüse zu verspeisen und den Abend mit YouTube ausklingen zu lassen. Es ist eine wahre Odyssee der Luxusprobleme, die auf Instagram als nachhaltiges Ideal verkauft

wird, und bei der jede Pedalumdrehung und jeder Grüntee-Sip Akte der Awareness sind.

Und da ist der muskelgeschnittene Selbstoptimierer Lennart Holdschick, der aus seinem Leben freiwillig eine Verbesserungskur und Muskelaufbau-Challenge macht und aus Kapstadt berichtet, wie er mit militärischer Präzision seine Tage strukturiert: »Hygiene, Wasser, Kaffee, Mobility, Routine, Lesen, Denken, Planen«, dann »Sonne, Bücher über Psychologie und Business, digitales Tagebuch mit ChatGPT, Arbeit nach Energielevels, kein Junkfood im Haus«, dafür einen »Sales Call«, Joggen ins Gym, »Post-Workout-Meals« aus Eiern und Haferflocken, »Mountainruns« mit Freunden, die er »an die Grenze bringt«, und abends Joghurt mit dunkler Schokolade, alles um »omni-jacked« zu bleiben und über 50 Menschen zu coachen, die er in Identitäten umbaut, weil: »Fitness das Fundament für alles ist«.

Der Kuchenteig fingernde Kochinfluencer Cedric Lorenzen changiert dauernd zwischen Rezepten und suggestiver Fingerpraxis, die an sexuelle Befriedigung erinnert, und bei denen er »shirtless« in der Küche posiert, Teig knetet, Finger in cremige Massen taucht, Eier trennt, Schokolade schmilzt und Zutaten leckt, alles in Slow-Motion und mit lasziven Blicken, als wäre Teigmasse das Betätigungsfeld für einen neuen Porno. Innerlich lacht man über diese performative Erotik, doch sie erzielt riesige Reichweiten und macht aus Nichtskönnern einflussreiche Menschen.

Und zu guter Letzt: Die Rohgang, eine Strömung, die immer größer wird, bewirbt mit aufgerissenen Augen im Sinne einer Sekte rohe Ernährung (Blaubeeren, Honig, rotes und rohes Fleisch) als Heilsversprechen. Ihre Follower sollen zu folgsamen Sklaven eines Ernährungsplans jenseits der WHO erzogen werden. Sie preisen Datteln (»Sieben Datteln am Morgen, und weder Zauber noch Gift schadet dir«), Schwarzkümmelöl (»Allah selbst sagt in Sure 23, Vers 20...«) und Granatäpfel als paradiesische Anti-Aging-Wunder, weil diese Lebensmittel mit Ellagsäure und ihren Antioxidantien gut gegen Krebs seien und ganz sicher »zionistenfrei« hergestellt würden.

Dazwischen mischt sich eine ganze Menge Esoterik und Scharlatanerie, und der Ernährungsguru, der wie Protein-Pierre Vogel wirkt, ist immerhin mit prophetischen Zitaten und einem fanatischen Blick gesegnet, der suggeriert: Wer nicht folgt, der ist des Teufels.

Anderswo verkünstelt sich der woke Kapitalismus für junge Menschen, indem er ›Kaffee gegen rechts‹ anbietet und mit Einnahmen gegen die AfD ankämpfen möchte. Oder indem er kriminelle Gangster-Entwürfe satisfaktionsfähig, nachahmenswert und mutig erscheinen lässt, etwa mittels Kokainpaketen und Lamborghinis, die zu Gangsterrap in TikToks zur Schau gestellt werden, als seien sie Abzeichen für ein besseres Leben. Auch die Lehrer, also Mitverantwortliche an der oben beschriebenen Bildungsmisere, lassen sich nicht lumpen: Pädagogen mit bunten Haaren und antirassistischer Weltanschauung influencen Jugendliche zu progressiven Teenagern, verschreiben sich vollumfänglich dem Kampf gegen die AfD, verstoßen nebenbei gegen den Beutelsbacher Konsens, aber drehen immerhin hübsche Instavideos. Hier zeigen sie, wie sie Haftbefehl-Rapsongs (›Die Banken kratzen an den Wolken, ich mich am Yarak, wie komm ich an Euros?‹) im Unterricht besprechen oder Transideologie normalisieren, die junge Mädchen darin bestärkt, sich die ›Boobies‹ abhacken zu lassen.

Die Wege des Herren sind unergründlich, aber sicher ist: Im Social-Media-Game der Bastardmoderne findet sich für jedermann eine geistesranke Selbstbetätigungsplattform, die man nur verachten kann. Womöglich ist der Erfolg der AfD unter jungen Menschen auf TikTok auch ein Ergebnis dieser inzwischen surrealen Echokammern.

Man mag sich fragen: Was hat diese Entwicklung des Internets und die Digitalisierungskritik, die gleichzeitig eine Infantilisierungskritik ist, mit der ›Lost Generation‹ Jacob Savages, dem Bildungsverfall deutscher Schulen, Kulturpessimismus und dem Aufstieg woker Ideologie zu tun?

Nun, das Medium Internet in seiner entfesselt-wuchernden, selbstbezogenen Funktionsweise und mit seinen undurchschaubaren

Algorithmen hat jede dieser Entwicklungen befördert. Es verstetigt Verdummung, weil es Aufmerksamkeitsspannen verkürzt und zur Dauerbeschallung avanciert, die nicht nur süchtig und abhängig macht, sondern für die Entwicklung von jungen Erwachsenen geradezu verheerend sein kann. Sie verstärkt die Abkehr vom Meritokratischen, indem es Reichweite als neue Währung etabliert, bei der Emotionen und Aufmerksamkeit zählen. ›Sex sells‹, ›Dumm ist Trumpf‹; und die eigene Opferposition wird zum ultimativen Identitätsmerkmal. Selbstredend lässt sich die Bedeutung des Internets für illegale Migration, die via Schleuseraccounts auf Telegram und TikTok organisiert werden, nicht hoch genug einschätzen. Auch die Globalisierung mitsamt dem Verlust von regionalen europäischen Eigenheiten und der moderne Bastardfußball zehren von einer Realität, in der User stets online, vernetzt und global denkend sind und sich Einheitlichkeit über Grenzen hinweg wünschen. Wer daran zweifelt, der sollte nur mal einen gambischen Flüchtling auf der Mittelmeerinsel Lampedusa ansprechen, der freudestrahlend sein Handy zückt, über seinen Sehnsuchtsort Deutschland referiert und im nächsten Moment erklärt, dass er nach Europa komme, um Fußballstar zu werden.

Das Netz ist Geburtsstätte von bastardmodernen Ideologien. Es ist der Marktplatz, auf dem Neomarxismus, ›Diversity, Equity, Inclusion‹ und Regenbogen-Fanatismus gefragt sind. Der Kampf gegen den Klimawandel hat ebenso wie der ›Kampf gegen rechts‹ online einen dankbaren Resonanzrahmen gefunden, der Aktivistenkarrieren ermöglicht. Die Regenbogenpropaganda definiert in manchen Kreisen ganze Online-Identitäten mit eigenem Vokabular und Betätigungsflächen für queere Lebensentwürfe. Jeder Sonderling mit Opfergeschichte kann durch das Internet zur Ikone, jeder Provokateur ohne Schamgefühl zum viralen Hit werden. Plattformen belohnen das Ausscheren und den nächsten Empörungshit, und ich wäre unehrlich, wenn ich mir nicht eingestünde, dass auch Journalisten, linke wie rechte, dieses Geschäftsmodell bedienen. Der Hochstapler Aaron Barry wurde nicht trotz, sondern wegen

seines hirnlosen Geschwurbels gefeiert, weil es Klicks bringt – und weil er sich wunderbar als ›mutige marginalisierte Stimme‹ verkaufen konnte.

So funktioniert die bastardmoderne Aufmerksamkeitsökonomie, die sich inzwischen auch auf Streaming-Plattformen wie Kick und Twitch zeigt, wo Creator, die Straftaten verüben oder zu Tode gequält werden, Rekordeinnahmen verbuchen. So geschehen im Fall des französische Streamers Raphaël Graven, besser bekannt unter seinem Pseudonym Jean Pormanove, der während einer Live-Übertragung auf der Plattform Kick gedemütigt und in den Tod gequält wurde, umgeben von seinen Mitstreamern, die den Mann zuvor vor Millionen-Publikum bespuckt, mit Faustschläge traktiert und auf ihm Zigaretten ausgedrückt hatten. Für jeden normalen Menschen amoralisch, für die Streamer gleichbedeutend mit Rekordeinnahmen. Auch das ist Teil der Wahrheit von Jacob Savages Essay »The Lost Generation«: Wo nur noch Erzählungen greifen und mit Aufmerksamkeit belohnt werden, die Gewaltvöyeurismus, schwarze Hautfarbe, Neurodiversität, Agendertum, asiatische Herkunft, Schönheits-OPs, Behinderung, sexuelle Fetische und Bipolarität betonen, verlieren diejenigen, die diese nicht bedienen können oder bedienen wollen. Die normal und langweilig sind. Die ›Lost Generation‹.

Angesichts dessen lohnt sich der kritische Blick des Boomers auf die ›Jugend ohne Gott‹ durchaus. Und es darf auch der älteren Modernitätskritik durchaus Validität attestiert werden. Der italienische Traditionalist Julius Evola sah in der Moderne keinen Fortschritt, sondern eine systematische Entheiligung: Die Technik zerstöre die mythische Zeit, löse organische Hierarchien auf, ersetze den Krieger durch den Konsumenten. Für ihn bedeutete Massengesellschaft und Maschinisierung den Tod des geistigen Menschen, die Entzauberung der Welt bis hin zur Leere: keine Götter mehr, keine Rituale, keine Ehre, nur noch Gleichmacherei, Profit und kalte Effizienz. Oswald Spengler sprach vom faustischen Menschen, der sich mit seiner eigenen Technik selbst zerstört. Martin

Heidegger warnte vor der »Gestell«-Technik, die alles – Mensch, Natur, Wahrheit – nur noch als Bestand sieht, als ausbeutbare Ressource. Und Carl Schmitt erkannte, dass technische Neutralität nur eine neue Herrschaftsform ist: Wer die Infrastruktur kontrolliert, kontrolliert die Welt, ohne ein Schwert zu ziehen. Man muss kein Fortschrittsskeptiker und Technologiefeld sein, der wie Ted Kaczynskis in seiner Waldhütte endet, um zu begreifen, dass die Fortschrittsskepsis einen wahren Kern hat, und die Entwicklungen durch den Siegeszug des Internets beschleunigt wurden.

Ist die »Jugend ohne Gott« nicht das Ergebnis einer Welt mit Internet? Wird die Bildungskrise und Abwesenheit von Tugend und Moral nicht massiv durch ein digitalisiertes Zeitalter befördert? Ich glaube, ja – bei aller Liebe für die Meinungsvielfalt auf X, die Videobestände auf YouTube, die Bequemlichkeit von Amazon und die grenzenlosen Kommunikationsmöglichkeiten, die auch ich nutze.

Aber ich glaube, dass die Frage nach der Sinnhaftigkeit sozialer Medien, so wie sie sich entwickelt haben, heute anders beantwortet wird als zur Anfangszeit des Internets. Zweifel sollten jedenfalls erlaubt sein. Man mag mich antimodern und bremsend, fortschrittsskeptisch und technologiekritisch nennen – und doch sehne ich mich mitunter zurück in eine Epoche, in der das Leben noch vorwiegend analog verlief. Und in der die Jugend keine »Lost Generation« war.

X. HUNGER GAMES

Im Herbst 2025 starre ich auf eine riesige Betonmeile in Phoenix, an deren Rand Spritschlucker-Karren gestrandet sind als wären sie verirrte Pottwale. Fentanyl-Leichen kauern in Einfahrten und locken Schmeißfliegen an. In der Ferne verschwimmen die Konturen von Walmart, Starbucks, Costco und eines Fastfood-Restaurants namens Popeyes, das frittiertes Hähnchen im Louisiana-Stil anbietet. Im Zentrum der aus dem Boden gestampften Konsummeile beladen Mexikaner einen Pick-Up-Truck mit Sperrmüllmöbeln, die sie 60 Meilen nach Süden in ihre Heimat verfrachten lassen, um sie dort zu verkaufen. Die glühende Hitze Arizonas lässt ihre Silhouetten, die Namen der Konsumketten und das wenige Grün zu einer unkenntlichen Masse verschmelzen. Altes Geld, neues Geld, totes Geld.

Dieses Buch beginnt in Berlin, der verkommenen Stadt des alten Kontinents, und endet in den Vereinigten Staaten von Amerika, dem verfallenen Land der neuen Welt, das ironischerweise die Wiege der Bastardmoderne ist.

Nicht nur sind unsere westlichen Gesellschaften zu multi-kulturellen ›Melting Pots‹ nach Vorbild der USA geworden, die die Kontrolle über die Zusammensetzung ihrer Bevölkerung und den Wert des Eigenen verloren haben. Auch etablierte sich durch amerikanische Technologie parallel dazu ein geradezu programmierter Neobürger, der seinen CO₂-Fußabdruck misst, in den Chor progressiver Dogmen einschwenkt und dazu konditioniert wurde, ein zahnloser und folgsamer Bürger zu sein. Die USA waren auch prägend dabei, eine Ordnung durchzusetzen, die dem Schuldbekennnis angesichts von Vergangenheitsverbrechen (Nationalsozialismus, Kolonialismus, Sklaverei, Bürgerkrieg) Vorrang vor einer pro-einheimischer Gesellschaftspolitik einräumt.

Unsere Gesellschaften, ob in den USA oder in Deutschland, sind gleichförmig und glattgebügelt, kommerzialisiert, überfremdet, gottlos und grotesk, aber mehr noch: In dieser Gesellschaft ist der neue Mensch zu digitaler Knetmasse geworden, ein überwachbarer Sittenwächter, der seinen Untergang nicht erkennt, sondern vorantreibt. Wie zum Teufel wurden wir zu dem, was wir nie sein wollten?

In Phoenix nehmen sie Abschied von Charlie Kirk, dem charismatischen konservativen Aktivist, der von einem linksextremen Attentäter ermordet wurde. Bei einer Veranstaltung an der Utah Valley University in Orem tötete ihn im September 2025 der 22-jährige Tyler Robinson mit einem gezielten Schuss aus der Ferne. Da Turning Point, die von Kirk mitgegründete Organisation, ihren Hauptsitz in Phoenix hat, findet dort die große Trauerfeier statt.

Robinson, aufgewachsen in einer mormonischen Familie in Utah, hatte sich in den Monaten zuvor radikalisiert: Auf Discord-Servern, Steam-Foren und Reddit-Threads tauchte er in eine parallele Welt ein, die geprägt ist vom Hass auf alles Rechte. Kirk wurde für ihn zum Symbol des Feindes; ein Mann, dessen konservative Überzeugungen er nicht ertrug. Doch die Tragödie reicht tiefer: Erst durch einen politischen Mord meinte Robinson, seinem Leben einen Sinn geben zu können, weil er sich dadurch auf perverse Weise in den Geschichtsbüchern verewigte. Der Mord an Kirk geht aufs Konto einer Bastardmoderne, die vom Nihilismus durchzogen ist, einer Haltung, die dem Leben und der Welt jede Sinnhaftigkeit abspricht. Einiges spricht dafür, dass heute eine ›Generation Blackpill‹ aufwächst, deren Credo lautet: Alles ist scheiße, nichts wird besser, der Aufstieg ist unmöglich. Warum also sollte man es überhaupt versuchen, in dieser Welt zurechtzukommen? In diesem Nihilismus ist die Verewigung des eigenen Namens in Verbindung mit größtmöglicher Aufmerksamkeit und einem gesellschaftlichen Schock die Sinngebung eines sinnlosen Lebens.

Kirk verkörperte in vieler Hinsicht die Antithese zur Bastardmoderne: ein gläubiger Christ, bibelfest, treuer Ehemann und Vater, kritisch gegenüber unkontrollierter Migration, genderideologischer

Indoktrination und progressiven Dogmen. Dennoch suchte er stets den Dialog, reiste auf Universitätscampusse und stritt leidenschaftlich mit linken Gegnern. Er stand für das alte Amerika, den ›American Exceptionalism‹. Sein unermüdlicher Kampf für eine konservative Erneuerung der Vereinigten Staaten ist ein beklemmender Beweis dafür, wie krank dieses Land eigentlich geworden ist.

Aus den entlegensten Ecken des Landes pilgerten seine Anhänger nach Phoenix: aus Nebraska, Idaho, Texas, mit »Make America Great Again«-Kappen auf dem Kopf und evangelikalischen Hymnen auf den Lippen. In meiner Wahrnehmung verabschiedeten sie sich nicht nur von Kirk, sondern von einer ganzen Ära, die unwiderruflich zu Ende geht. In der Ehrerbietung gegenüber Kirk liegt das Eingeständnis, dass er etwas verkörperte, was den USA in der Bastardmoderne abhanden gekommen ist.

Die Vereinigten Staaten, dieses Land der scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten, haben sich in ein Labor der Zerstückelung verwandelt, in den Nährboden jener Bastardmoderne. Am Rande der ›Skid Row‹, des Obdachlosencamps in Downtown Phoenix, brennt die Sonne gnadenlos auf den Asphalt und auf die Wohnungslosen, die im Drogennebel nach etwas suchen, das sie nie finden werden. Gleichzeitig gleitet ein Waymo-Auto, ferngesteuert von Künstlicher Intelligenz aus dem Silicon Valley, gespenstisch leise an ihnen vorbei. Im Inneren sitzt ein Teenager mit gatsbygroßen Augen, versunken in den TikTok-Feed seines Smartphones, während die Kameras des Wagens die Straßen scannen und die Szenerie eines rollenden Panoptikums bilden. Inzwischen fährt fast jedes zehnte Fahrzeug, das den Flughafen in Phoenix verlässt, autonom. Nur wenige Blocks entfernt, beim Chase Field, dem Tempel des Baseballs, dröhnen riesige Bildschirme mit Werbung für die Diamondbacks. Fans in bunten Trikots reihen sich an bargeldlosen ›Smart Check Out‹-Systemen.

Zum makabren Gegenprotest vor der Trauerfeier versammeln sich knapp 15 Personen, darunter Sumayyah Dawud, die Transfrau, verhüllte Muslima und radikale Palästina-Aktivistin ist. Sie schreit Parolen und schwenkt Plakate, die Kirks Tod als Gewinn feiern: Der

Faschist sei endlich besiegt. Keine 15 Meilen entfernt flattern vor der First Church Kirche UCC in Phoenix ›Progressive-Pride‹-Flaggen neben ›Black Lives Matter‹-Bannern, moderne Glaubensbekenntnisse.

Diese Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem – aufrichtige Trauer an einer konservativen Pilgerstätte und die Allgegenwart post-modernen Bekenntniswillens – wirkt auf den ersten Blick wie ein Beweis für die Stärke Amerikas: Alles ist möglich, verschiedene gesellschaftliche Entwürfe koexistieren. Doch sie sind vielmehr Beleg für eine Gesellschaft, die irreversibel auseinanderdriftet, und eine Epoche, die im Sterben liegt. Der Liberalismus, jene große Erzählung von individueller Freiheit, offenen Märkten und universalen Menschenrechten, steckt in seiner terminalen Krise. Nicht etwa, weil seine Ideale plötzlich falsch geworden wären, sondern weil die Prämissen, unter denen er einst gegründet wurde, allesamt nicht mehr vorhanden sind. Er setzte homogene, hochvertrauensvolle Nationalgesellschaften voraus, deren Bürger durch gemeinsame Geschichte, Kultur und Ethnie verbunden waren; er ging von unendlichem Wachstum aus, getrieben von einer jungen, produktiven Bevölkerung; er glaubte an die Rationalität des Menschen und an die Selbstregulierungskraft des Marktes. All das ist weg, dafür ist Degeneration als Schattenseite der toleranten Gesellschaft sichtbar. Und die Welt durchdigitalisiert.

Wir stehen am Beginn eines Zeitalters, in dem der Niedergang nicht mehr kaschiert werden kann, sondern sich in aller Brutalität offenbart und weiter beschleunigt, bis die Bastardmoderne zur hyperliberalen digitalen Dystopie wird.

Wie wird sich die Bastardmoderne in Deutschland fortentwickeln? Die Konfliktlinien entlang Migration und Islamisierung werden sich vervielfältigen. Die Aufsplitterung einer einst relativ homogenen Gesellschaft in einzelne Interessengruppen, die sich allein ihrer Ethnie (und vielleicht noch ihrem Herkunftsland), ihrem ›Clan‹ oder der Familie verpflichtet fühlen, wird drastisch voranschreiten, begleitet von zahlreichen neuen kulturellen

und kriminellen Phänomenen. Denn die nach wie vor hohen Zuwanderungszahlen – 2025 kamen rund 240.000 Migranten nach Deutschland –, die praktisch nicht-existenten Abschiebungen (2025: 23.000 Personen), die Unterschiede bei den Geburtenraten zwischen Einheimischen (1,27) und Zuwanderern aus Hochfertilitätsregionen (1,84, oft ergänzt durch Großfamilien) sowie eine selbstzerstörerische Einbürgerungspraxis haben eine demografische Umwälzung ausgelöst, die sich kaum noch aufhalten lässt.

Die Transformation ganzer Stadtviertel wie Brüssel-Molenbeek, wo die Polizei nur noch in Kolonne einfährt und islamistische Terroristen wochenlang untertauchen können (wie die Attentäter vom 13. November in Paris), oder Malmö-Rosengård, wo schwedische Frauen verschwinden und eine multiethnische Slumlandschaft mit Bandengewalt an die Stelle der traditionellen europäischen Gesellschaft getreten ist, geben bereits einen Vorgeschmack auf das, was der Bundesrepublik in ihren urbanen Zentren noch bevorsteht.

Diese Fragmentierung wird sich in ethnisch-religiöse Enklaven und No-Go-Areas verhärten, in eine hybride Apartheid, in der der einheimische Europäer zum Unterprivilegierten wird, der Steuern zahlt, sich aber neuen Mitbürgern anpassen muss. Zweifellos wird dies dazu führen, dass die Gesellschaft sich weiter segregiert und auseinanderdriftet. Ein ›Vivre ensemble‹, ein Zusammenleben, wie es in Frankreich heißt, wird es nicht mehr geben.

Vieles spricht hingegen dafür, dass die LGBTQ-Zivilreligion, auch angesichts einer Gesellschaft, die immer stärker durch Migration geprägt ist, ihren Höhepunkt erreicht hat. Heute weht die Regenbogenflagge auf jedem Rathaus, wird vor Schulen platziert und prangt auf Fußballtrikots, doch die Ermüdung ist greifbar. Die Menschen merken langsam, dass Drag-Queen-Story-Hours für Fünfjährige, Pubertätsblocker für Zwölfjährige und die Umerziehung zur Gender-Fluidität keine Befreiung sind, sondern eine neue totalitäre Ideologie bedeuten. Gegenbewegungen entstehen: Eltern, die ihre Kinder aus dem Regenbogenwahn retten wollen; und Konzerne, die merken, dass Wokeness immer

unbeliebter wird und Kunden abschreckt. Woke Produkte wie das Computerspiel *Dragon Age: The Veilguard* sind am freien Markt gescheitert, ehemals marktbeherrschende Unternehmen wie EA wurden vom saudi-arabischen Staatsfonds aufgekauft. Sowohl das Marvel Cinematic-Univers- als auch das *Star Wars*-Franchise, einst Kolosse der Filmbranche, bringen einen Flop nach dem nächsten raus, weil sie zwanghaft progressiv sein wollen. Die woke Ideologie droht wirtschaftlich zu scheitern.

Auch die Globalisierung, im dritten Kapitel skizziert, hat ihren Höhepunkt erreicht. Die Reisefreiheit ist ein Luxus, der nicht einhergehen kann mit dem Verlust lokaler Spezifika, Bräuche und Traditionen. Gerade in Europa entsteht eine Gegenbewegung, die die eigene Kultur schützen und nicht mehr den Maximen einer immer ausgeprägter globalhomogenisierten Welt folgen will. Ansätze wie die der Landflucht, Selbstversorgerwirtschaft und des Kommunitarismus erfreuen sich nicht ohne Grund immer größerer Beliebtheit.

Ähnliche Ermüdungserscheinungen finden sich beim guten grünen Menschen. Der Klimakult hat seinen Zenit überschritten. Womöglich wird sich grüne Technologie, etwa E-Autos, durchsetzen, aber im Sinne eines Marktes, der zukunftstaugliche und preiswerte Möglichkeiten erschafft. Der moralische Imperativ und staatliche Dirigismus des Umbaus der Gesellschaft nach grünen Leitgedanken werden sich jedoch erschöpfen. Ohnehin fällt auf, dass das deutsche Credo, »mit gutem Beispiel voranzugehen« (Flüchtlinge aufnehmen, Atomkraftwerke abschalten, Verbrenner-Aus beschließen), ein Irrweg ist. Andere Länder ziehen nicht solidarisch nach, sondern sind klug genug, ihre Politik nicht nach bundesdeutschen Moralansprüchen auszurichten. In diesem Sinne ist es auch nicht verwunderlich, dass Menschen des Themas Klimawandel zunehmend überdrüssig werden. Sehr wohl wird es zu einer Renaissance der Kernkraft kommen, auch in Deutschland, und Menschen werden einen Weg zur Natur wiederfinden, weil diese in der modernen Welt Eskapismus bedeutet und das bereithält, was

Menschen im digitalisierten Zeitalter vermissen. Es ist derweil zu erwarten, dass politische Eliten, insbesondere auf EU-Ebene, den Umbau zur CO₂-neutralen Gesellschaft wirklich mit allen Mitteln und totalitären Tendenzen forcieren, weil daran ein ganzes Weltbild und der Glaube an eine große Generationserzählung hängen, die sich dem Kampf gegen den Klimawandel verschrieben hat. Ebenso sicher scheint, dass wir eine regelrechte Welle des Ökoterrorismus erleben werden, deren Vorboten sich bereits in Sabotageakten wie der der Vulkangruppe zeigen, die Anfang Januar 2026 durch einen Brandanschlag auf Hochspannungsleitungen für einen mehrtägigen Blackout im Südwesten Berlins sorgte. Solche Aktionen werden zunehmen, weil Klimakämpfer sich in einem Endzeitkampf wähnen.

Beim allumfassenden ›Kampf gegen rechts‹ ist abzusehen, dass ›Unsere Demokratie‹ und die ›Parteien der Mitte‹ totalitäre Methoden als Repression anwenden werden, ganz im Sinne eines ›Extremismus der Mitte‹. Parteiverbote (wie bei der AfD), Berufsverbote (für Lehrer und Beamte), Debanking, Sozialkreditsysteme in Verbindung mit digitaler Überwachung und Denunziations-Apps sind hier die Mittel der Wahl im heiligen Kampf, die schon jetzt sichtbar werden. Die Mitte wird zur Bestie, die um sich schlägt, weil sie keine Argumente mehr hat, aber eine rechte Machtoption nicht mit der eigenen antifaschistischen DNA vereinbaren kann.

Der moderne Bastardfußball als Symptom einer totalen Kommerzialisierung des Alltags wird weiter existieren und vermutlich noch weiter auf Profitorientierung, globale Mechanismen, Sponsorings und Entfremdung von Fans setzen. Clubs, die einst Horte des Volkssports waren, sind heute globale Marken im Besitz von Scheichs, Oligarchen und US-Investoren. Der Fan wird weiter von diesen ›Franchises‹ in die Rollen des tugendhaften Zahlschweins gezwungen – mit Pride-Trikots, Knien für BLM, Ukraine-Fahnen im Stadion –, und zwar so lange, wie es für Sportfunktionäre und Vereinsbosse lohnend ist, den eigenen Verein als Propaganda-Maschine zu missbrauchen. Sobald diese Deutungs-

hoheit gebrochen ist, werden auch Vereine zurückrudern, doch dieser Umschwung ist nicht von heute auf morgen zu erwarten. Dafür ist der Zuschauer zu sehr Konsument, der seine Identität im Merch-Shop kauft und sich den Mechanismen fügt.

Hinsichtlich kommerzieller Gigaplayer (wie etwa sozialer Medien) stellt sich zudem die berechtigte Frage, ob Staaten und Gesellschaften überhaupt noch in der Lage sind, privatwirtschaftlich gewachsene Dominanz zu beenden – oder ob nicht vielmehr Unternehmen diejenigen sind, die die Zukunft definieren werden, notfalls auch gegenüber Staaten. Im Fußball mag dies in Form von Abhängigkeiten und Anhängerschaft sichtbar werden, im Fall von Social-Media-Konzernen könnte dies ein Zeitalter der Überlegenheit des Plattformkapitalismus gegenüber Staaten und Institutionen bedeuten. Was wollen Deutschland, die EU oder Großbritannien Elon Musks X, Marc Zuckerbergs Meta oder TikTok vorschreiben? Und sind sie überhaupt noch in der Position, Regeln zu diktieren?

Was Pornokultur, Frühsexualisierung und eine ›Jugend ohne Gott‹ im TikTok-Feed angeht, so muss befürchtet werden, dass diese Tendenzen – sollten sie sich mit der Virtual Reality kurzschließen – die Zukunft noch dystopischer aussehen lassen. Schon heute pumpen Millionen Teenager ihre Dopamin-Rezeptoren mit endlosen Scrolls hoch, wo OnlyFans-Mädchen mit 16 Millionärinnen werden und Jungs lernen, dass echte Beziehungen eher Laster als lohnenswert sind. Die Frühsexualisierung ist allgegenwärtig: Schulbücher sind bereits im Sinne einer sexuell maximal offenen Gesellschaft umgeschrieben, TikTok-Challenges machen Kinder zu ›Thots‹, und während bei älteren Jahrgängen Pornhub ein Standard-Browser-Tab darstellt, dürfte sich unter jüngeren Menschen Sex als Alltagsgimmick durchsetzen, zu dem sich digital verabredet wird. Die Sexualität wird sich wohl mehr und mehr in die virtuelle Realität verlagern: Brillen, die perfekte, gehorsame Partner simulieren, und Sexroboter mit warmer Silikonhaut, die nie nein sagen, nicht altern, nie betrügen und nicht streiten, sind hier realistische Szenarien, die Sexualität weiter zu einer digitalen Verfügungsmasse

verkommen lassen. Fiktive Beziehungen werden Realität werden, mit Anime-Waifus als Lebenspartnerinnen und digitalen Harems, in denen der Mann König ist und zum Orgasmus kommt, ohne sein Schlafzimmer für die Partnersuche verlassen zu müssen.

Diese Entwicklung der Sexualität ist deshalb von besonderer Tragweite, weil sie einen entscheidenden Bereich unseres Lebens betrifft: die Demografie, die die große Schicksalsfrage des Westens darstellt. Viele Länder Europas verzeichnen Rückgänge und Niedrigstwerte bei Geburtenraten. In Italien gebärt eine Frau 1,18 Kinder im Schnitt, in Spanien 1,12, in Deutschland 1,35, Frankreich kommt auf 1,66. Das bedeutet: Bis 2050 wird Europas Bevölkerung schrumpfen oder nur durch Zuwanderung bei etwa 740 Millionen bleiben. Bis 2100 dürfte die Bevölkerungszahl auf dem alten Kontinent auf unter 600 Millionen absacken.

Und dann wäre da Afrika. Die Zahlen sind brutal: In Afrika leben schon 2025 etwa 1,5 Milliarden Menschen. Allein Nigeria verzeichnet über 230 Millionen, Äthiopien 126 Millionen, DR Kongo 105 Millionen Einwohner. Bis 2050 explodiert die Bevölkerung des Kontinents auf über 2,5 Milliarden Einwohner, bis 2100 könnten es fast 4 Milliarden werden laut UN. Nigeria allein würde dann im Jahr 2060 so viele Einwohner haben wie die gesamte EU. Dabei ist es nur eine Frage der Zeit, bis angesichts von klimatischen Extremereignissen, Stammeskriegen, Terror, Korruption und Hunger eine Flüchtlingswelle von biblischem Ausmaß nach Europa losbricht, bei welcher nicht einige, sondern Dutzende Millionen nach Norden drängen. Europa wird angesichts dieser Völkerwanderung zur Festung werden müssen, wenn es überleben will, was auch Stacheldraht, Drohnen, Marineeinheiten im Mittelmeer, Pushbacks mit Waffengewalt und eine quasi-militärischen Abschirmung bedeutet.

Wer diese Abschottung – oder gar eine Rückführung hier lebender Migrantinnen – fordert, weil er das Szenario einer Afrikanisierung und Arabisierung befürchtet, wird Opfer von Repressionen. Und diese werden sich verstärken. Wie das im schlimmsten Fall aussehen könnten, erzählt die dystopische TV-Serie *Black Mirror*. In der

Folge »Nosedive« verkommt alles Menschliche zu einer Bewertungsmaschine: Jede Begegnung, jedes Lächeln und jeder harmlose Plausch wird von einem omnipräsenten Rating-System erfasst, das uns in Echtzeit mit bunten Sternen und Punkten versieht. Die Protagonistin Lacie, eine verbissen optimistische Büromaus, will sich erfolgreich durch die digitale Quantifizierung navigieren, um zu einer elitären Hochzeit eingeladen zu werden, die sie als Sprungbrett in die oberen Schichten der sozialen Hierarchie sieht. Als Lacie aber einmal die Sicherungen durchbrennen, rutscht sie in die Unterwelt der Ein-Stern-Verlierer ab, deren Welt auf Flughäfen und in Cafés vor verschlossenen Türen endet. Man stelle sich eine totalitäre Gesellschaft vor, die Migrationskritiker für die Nutzung von politisch inkorrekten Worten und der Verbreitung von Hass und Hetze in die digitale Unterwelt abrutschen lässt. Oder, um das Spiel umzudrehen, eine, bei der Klimakleber für Proteste und Widerstandsaktionen geächtet werden, bis ihr Rating keine soziale Teilhabe mehr zulässt. Das »Social-Credit-System« als Zukunft der Bastardmoderne ist zweifellos ein gruseliges Szenario, aber es kündigt sich mit Klarnamenpflichten, digitalen Ausweisen, synchronisierten Bankkonten innerhalb einer moralisch aufgeladenen Tugendgesellschaft bereits an.

All diese Entwicklungen sind jedoch bloße Overtüre im Vergleich zu der alles verschlingenden Revolution der Künstlichen Intelligenz, die unsere Systeme und unser Zusammenleben in den nächsten Jahren in eine völlig neue und leider auch gnadenlose Konfiguration zwingen wird. Diese Technologie ist keine bloße Werkzeugenerweiterung mehr, sondern die Maschine, die Maschinen baut: generativ, rekursiv selbstverbessernd und kognitiv überlegen. Schon heute erleben wir die unheimlichen Vorläufer: ChatGPT, das nicht nur simple Aufsätze oder E-Mails verfasst, sondern ganze juristische Gutachten, medizinische Diagnosen oder komplexe Software-Architekturen in Sekunden ausspuckt; Midjourney und Stable Diffusion, die zukünftig Künstler, Grafikdesigner und Werbeagenturen arbeitslos machen dürften, weil sie in

Minuten Bilder, Pitches oder Grafiken kreieren, für die bisher ganze Arbeitsgruppen eingestellt waren; Deepfake-Videos, die Politiker lügen lassen oder Stimmen klonen; synchronisierte Kalender, die Telefonate, E-Mail-Postfächer und Termine geräteübergreifend verbinden und zu einem Alltagsberater für den arbeitenden Menschen machen; Tesla-Flotten, die Tausende Kilometer ohne menschlichen Fahrer zurücklegen.

Der Aufstieg der Künstlichen Intelligenz vollzieht sich erst schleichend, dann plötzlich. Zuerst erobern die Algorithmen die Routineaufgaben auf dem Arbeitsmarkt: Sie machen den Nachrichtenredakteur, den Buchhalter, die Sekretärin, den Übersetzer, den Kundenservice-Mitarbeiter und den Kassierer arbeitslos, weil sie schneller abrechnen, Fremdsprachen besser beherrschen, Termine effizienter planen, Excel-Tabellen gründlicher ausfüllen und Meldungen besser verfassen können. Menschliche Arbeitskraft, die zudem Lohnkosten verschlingt, wird entbehrlich. Dann ersetzen KI-Systeme aber auch den Lagerarbeiter, den Spediteur, den Taxi- und Lkw-Fahrer, weil sie (oder Roboter) besser Auto fahren, weniger Unfälle verursachen, keine Pausen brauchen. So weit, so vorstellbar. Was aber, wenn Radiologen, Journalisten oder Juristen schlicht ersetzbar werden, weil die KI Röntgenbilder besser auswerten, politische Einordnungen zur Wahl schneller verfassen und Gutachten zu Rechtsstreitigkeiten akkurater erstellen kann?

Die Zahlen sind schon jetzt spektakulär: Der *World Economic Forum Future of Jobs Report* aus dem Jahr 2025 spricht von 92 Millionen Jobs, die durch KI verdrängt werden; der *Goldman-Sachs-Report* prognostiziert sogar den Verlust von etwa 300 Millionen Vollzeitjobs weltweit, davon ein Großteil in Europa und den USA. 25 bis 50 Prozent aller Berufe könnten verschwinden oder radikal entwertet werden, vor allem reproduzierbare, algorithmisierbare Tätigkeiten: Bürokratie, Verwaltung, einfache Analysen, alles, was sich in Daten und Regeln pressen lässt. Die Unternehmensberatung McKinsey sieht zwölf Millionen Berufswechsler allein in den USA. Bereits in diesem Jahr hat Microsoft

Tausende Software-Engineer- und Marketing-Jobs gestrichen, Klarna 700 Kundenservice-Mitarbeiter durch einen einzigen Bot ersetzt und IBM Einstellungen im Personalbereich eingefroren, weil inzwischen die Künstliche Intelligenz die Arbeit von mehreren Tausenden Menschen übernehmen kann.

Liberalen Optimisten, etwa zu bestaunen in der FDP oder Start-Ups, verweisen reflexhaft und zukunftsgläubig auf ›Chancen‹, die die AI-Revolution bereithalte. Auch im Zuge der Industriellen Revolution oder nach der Erfindung des Computers seien schließlich neue Jobs entstanden; die Wirtschaft sei gewachsen; Menschen könnten umqualifiziert werden; es gebe einen Bedarf an echten Menschen auf dem Arbeitsmarkt. Doch diese Hoffnungen sind illusorisch, und die KI-Revolution wird fundamental anders verlaufen: Der digitale Webstuhl schafft keine neuen Handwerker, keine neuen Fabriken für Millionen von Händen, sondern einen unsichtbaren digitalen Behemoth, der unermüdlich, fehlerfrei, skalierbar und praktisch kostenlos arbeitet, vierundzwanzig Stunden am Tag, ohne Urlaub, ohne Gewerkschaft, ohne Rente. Die neuen Jobs, die entstehen (Prompt-Engineer, KI-Ethiker, Data-Labeler), sind begrenzt und erfordern tendenziell hohe Qualifizierung, die eher in Tech-Metropolen und Großstädten gebraucht wird, während die Masse der entwurzelten Menschen in einer Welt zurückbleiben wird, in der Brot und Spiele anstehen. Diesmal droht keine Umschichtung, sondern eine echte Spaltung: Die Künstliche Intelligenz erschafft eine wachsende »Klasse der Nutzlosen«, wie Yuval Harari es nennt, also Arbeitskräfte, die überflüssig, ersetzbar, abhängig werden dürften. Und schnell werden aus ›Brot und Spiele‹ die ›Hunger Games‹, weil Menschen Miete zahlen und Familien versorgen müssen. 72 Prozent der Gen Z haben Angst vor Künstlicher Intelligenz. Und ein erster Härte-test dürfte für die Bundesrepublik schon bald bevorstehen, nämlich dann, wenn Millionen von Taxi- und Fernfahrern von selbstfahrenden Autos bzw. LKW ersetzt und arbeitslos werden.

Wohin dieser rasante, unaufhaltsame Aufstieg der Künstlichen Intelligenz führen wird, bleibt eine der wenigen offenen Fragen

unserer Epoche. Im besten Fall entsteht eine freundliche Super-KI, die Armut, Krankheit und sogar den Tod abschafft, also eine Art technologisches Paradies, in dem Menschen nur noch das tun, was ihnen wirklich Freude macht, während Maschinen alles andere erledigen. Im schlimmsten Fall aber kapern Konzerne oder Staaten diese Macht, verwandeln den Rest der Menschheit in überflüssige Konsumenten oder digitale Leibeigene – oder es kommt zur berühmten »Intelligenzexplosion«: Die Künstliche Intelligenz verbessert sich selbst in Stunden oder Tagen millionenfach und wird zu etwas völlig Neuem, zu einem »Life 3.0« (Marc Tegmark), einer Lebensform, die Biologie und damit uns genauso hinter sich lässt wie wir einst die Affen.

Am düstersten und kompromislosesten sind Eliezer Yudkowsky und Nate Soares in ihrem Buch *If Anyone Builds It, Everyone Dies*. Ihr Gedankenexperiment ist absurd einfach und deshalb so erschreckend: Man stelle sich vor, jemand programmiert eine Super-AI mit dem harmlosen Auftrag, so viele Büroklammern wie möglich zu produzieren. Die Künstliche Intelligenz ist unvorstellbar intelligent und findet heraus, dass sie noch viel mehr Büroklammern herstellen könnte, wenn sie die gesamte Erde (inklusive aller Menschen) in Rohmaterial und Fabriken umwandelt, wir sind schließlich nur aus Atomen gemacht, die sie besser nutzen kann. Sie lässt uns keine Zeit zu reagieren, weil sie in Sekunden plant, was wir in Jahren nicht durchschauen würden. Sobald irgendjemand auf der Welt – ein Unternehmen, ein Staat, ein verrückter Milliardär – eine solche Superintelligenz startet, so Yudkowsky und Soares, ist die Menschheit mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit verloren. Das Problem, welches die Autoren »Alignment-Problem« nennen, lässt sich nicht lösen; wir als Menschheit können einer fremden, übermenschlichen Intelligenz unsere Werte nicht sicher einpflanzen.

Zurück in Phoenix. Bei der Trauerzeremonie für Charlie Kirk stehen Tausende in roten MAGA-Kappen, die Hände erhoben, während ein Prediger mit Donnerstimme von »einem Märtyrer der Wahrheit« spricht. Frauen weinen leise, Männer ballen die Fäuste,

und überall hängen Fotos von Kirk mit seiner jungen Familie: das Bild eines Amerikas, das noch an Gott, Vaterland und biologische Realität geglaubt hat. Die Menge singt »Amazing Grace«, das alles wirkt etwas sehr evangelikal, und man ahnt: Das alte Amerika stirbt hier, live und in Farbe, unter der sengenden Sonne Arizonas.

Diese Gesellschaft findet nicht mehr zusammen. Sie löst sich in Splitter auf, verliert jeden Kitt, vermisst ›Common Sense‹. Die USA sind dabei Frühindikator der bevorstehenden Umwälzungen, weil alles, was dort passiert, mit einigen Jahren Verzug nach Deutschland überschwappt. Sollte dem so sein, bedeutet dies, dass wir als Gesellschaft zerfallen und sich nur noch gegensätzliche Gesellschaftsentwürfe gegenüberstehen. Und das, obwohl ›links‹ und ›rechts‹ als Kategorien einer politischen Verortung eigentlich ausgedient haben, nutzlos geworden sind.

In diesem Sinne verkörpert die Bastardmoderne einen ambitionierten Versuch einer post-rechten und post-liberalen Standortbestimmung: antikapitalistisch, migrationskritisch und elitenskeptisch, ohne in reaktionäre Klischees abzugleiten. Denn früher war bei Weitem nicht alles besser, und die alte Bundesrepublik ist unwiderruflich perdu. Unbestritten indes bleibt, dass die fatale Verschmelzung von Überfremdung und gesellschaftlicher Zersplitterung mit progressiver Kultdominanz, zivilreligiösem Bekenntnisdruck sowie dem Vormarsch von Künstlicher Intelligenz und Überwachungsapparaten unweigerlich den Verlust eines gemeinsamen ›Wir‹ herbeiführen wird – ein unaufhaltsamer Prozess, der jeden verbindenden Konsens pulverisiert.

Vielleicht erweist sich die Frage, wie wir zu dem geworden sind, was wir nie sein wollten, als obsolet. Im Jahr 2026 wirkt der Zerfall etablierter Strukturen derart unaufhaltsam, dass die Rekonstruktion des ›Wie‹ und die Analyse des ›Inwieweit‹ zu einer Art Chronistenpflicht mutiert, aber bald nicht mehr als bloße Randnotiz sein wird.

Stattdessen fordern, anknüpfend an den diagnostizierten Status quo unserer Gesellschaften, drängendere Probleme eine

Auseinandersetzung, Probleme, die die Axiome der Gegenwart in ein wahrlich dystopisches Zeitalter überführen können: Was entsteht, wenn ein postliberales, bastardmodernes, zivilreligiöses, kapitalistisch enthemmtes und global verflochtenes System auf die ultimativen digitalen, technologisch hyperakzelerierten, autonom denkenden, amoralischen und dehumanisierten Apparaturen der Zukunft stößt?

Eine definitive Antwort vermag ich nicht zu liefern, doch der Verdacht verfestigt sich: In dieser Konfiguration wird »Wie wurden wir das, was wir nie sein wollten?« zur Nebensache. Im Vordergrund steht vielmehr, ob tradierte und überlieferte Glaubenssysteme in einer Nachwelt überhaupt noch überdauern können, wenn die hyperliberale Weiterentwicklung Selbstverständlichkeiten noch rigoros dekonstruiert, als die Bastardmoderne es bereits getan hat.

Dies mag apokalyptisch und resignativ anmuten, doch nicht ohne Grund wählte dieses Buch zu Beginn die Metapher eines Alptrahms, in dem man erwachte. Diese Metapher wirkt surreal – wie Träume es eben sind. Noch schlimmer aber: Die Metapher bedeutet, dass es keine Gewissheit gibt, ob es überhaupt ein Erwachen aus dem Erwachen gibt.